

I. F. REICHARDT

Johann Friedrich Reichardt

LEBEN

des berühmten Tonkünstlers

HEINRICH WILHELM GULDEN

nachher genannt

Guglielmo Enrico Fiorino

1967

INSEL-VERLAG · LEIPZIG

Heinrich Wilhelm Gulden, dessen Leben ich hier beschreibe, war der Sohn eines gemeinen Musikanten in *Thorn*, der die Kunst zum niedrigsten, verächtlichsten Gewerbe herabwürdigte, dem Bierschenker durch den mutigen Strich seines Bogens und den hellen Klang seiner Geige Gäste verschaffte und den Gästen Mut und Lust zum Soffe.

Dieser Mann, dem es nicht an natürlichen Fähigkeiten, auch eben nicht an Güte des Herzens, wiewohl gänzlich an Erziehung und Ausbildung fehlte, zeugte im Jahre *1736* am 1. März einen Sohn und hieß ihn *Heinrich Wilhelm*. Sein erster Wunsch, da er den Knaben sah, war dieser, daß ihm Gott gesunde Finger und Lust und Liebe zur Tonkunst schenken möchte. Der Wunsch ward erfüllt, der Knabe hatte gesunde Finger, ein gutes Ohr und im dritten Jahre schon Lust und Liebe zur Tonkunst. Wie konnte das anders sein? Das erste Schreien des Knaben ward durch Gesang und durch den Ton der Geige in Lächeln verwandelt; das erste und einzige Spielzeug des Knaben war eine Pfeife und eine kleine Geige.

Die Beschäftigung des Knaben mit seiner Geige und Pfeife wurde für überwiegenden Hang, für Bestimmung von Oben zur Tonkunst erklärt. Es ward also bestimmt, er sollt' ein Tonkünstler werden, und zwar – nach dem gemeinen Hange der Eltern, aus ihren Kindern etwas mehr zu machen, als sie selbst sind, und sich dadurch noch in ihren Kindern zu erheben – ein *Virtuose*.

Im vierten Jahre fing der Vater an, seinen Sohn in der Geige zu unterrichten, und erstaunte nicht wenig, daß der Knabe das, was er ihm vormachte, oft eher nachmachte, ehe er es ihm noch erklärt hatte. Denn der gute Mann wußte nicht, daß ein Kind nur durch sinnlichen Eindruck und nicht durch Beweise und Erklärungen etwas faßt; daß ein Kind das, was es sieht und hört, weit eher behält als das, was man ihm sagt; am wenigsten, wenn man's ihm so sagt, wie die

mehresten Eltern mit den Kindern reden und wie sie nur reden können.

Es liegt auch hierin der Grund, daß einige Lehrmeister so vorzüglich geschickt im Unterrichten der Kinder sind. Sie haben die Gabe, den Kindern alles sinnlich darzustellen, dem Aug' und Ohr durch Bilder, durch Beispiele alles so deutlich, so begreiflich zu machen, daß sie gar nicht daran denken dürfen, den Verstand des Kindes zu beschäftigen. Ich habe einen Mann von vieler gesunden Vernunft gekannt, der hatte die Gewohnheit, wenn er für seine kleinen Kinder einen Lehrmeister suchte, so sah er, wie er den ihm schon empfohlnen Mann zuerst auf der Straße antraf, und fragte ihn dann unerkannt um Zurechtweisung nach einer entfernten Straße. Konnte dieser ihm, ohne viele Mühe, das so recht deutlich machen, so war's sein Mann zum Unterricht seiner Kinder.

Es gibt auch Lehrmeister, die durch ihre eigne Unfähigkeit, durch Mangel an deutlicher Erkenntnis der Sache, die sie lehren, gute Lehrmeister für Kinder sind. Denn sie sind gezwungen, den Kindern alles sinnlich vorzustellen; gezwungen, allerlei Bilder aufzusuchen und sie verschiedentlich nebeneinanderzustellen. Einen andern Weg kennen sie nicht. Deutliche Erklärungen und Beweise können sie nicht geben, weil sie selbst die Gründe und Ursachen nicht wissen, wenigstens nicht deutlich erkennen. Dies ist oft die Ursach, warum mancher wenig gelehrte Kandidat in den Dingen, die er gefaßt und behalten hat, ein besserer Lehrer für Kinder ist als mancher Mann von großer Gelehrsamkeit und geringer Kenntnis des Menschen.

In jenem Fall befand sich denn auch der Vater unsers *Heinrich Wilhelm Gulden*. Er hatte nicht die geringste gründliche Einsicht in die Tonkunst und war also gezwungen, seinem Sohn alles durch die Augen und Ohren beizubringen. Und wenn er hernach mit seinen kauderwelschen Erklärungen

hinterdreinkam, so hatte es der Knabe zu seinem größten Erstaunen schon begriffen, *ohn' ihm doch ein Wort davon gesagt zu haben.*

Dieses machte unsern Knaben bald zum Wunder der Stadt. Der Vater beteuerte einem jeden, sein Sohn hab' alles von sich selbst, er hab' ihm nicht das geringste gesagt, *nicht das geringste gezeigt.*

Es ist wahr, er hatte ungemeine Fähigkeiten, oder bestimmter zu reden, er hatte sehr scharfe und feine Sinnen und vorzüglich ein sehr feines Gehör. Dem Manne, der nicht Einsicht genug hatte, zu erkennen, wie unvernünftig es von Eltern gehandelt ist, ihr Kind ehe zu etwas Gewisses zu bestimmen, ehe nicht die höheren Seelenkräfte sich in ihm entwikkelt haben, dem war es wohl zu verzeihen, daß er zu einer Zeit, da Sinne das ganze Eigentum des Kindes waren, ein Gewerbe für den schärfsten und feinsten Sinn des Kindes wählte.

Wie töricht und unverantwortlich handeln aber nicht die Eltern, die selbst Einsicht genug besitzen oder doch Fähigkeit und Gelegenheit haben, sich diese Einsicht zu erwerben, oder wenigstens einen verständigen Freund oder Obern haben, der ihnen raten könnte, wenn diese schon in den ersten Jahren der Kinder, aus niedrigen, eigennützigen, ehrgeizigen Absichten oder auch wohl, ohne selbst zu wissen, warum, ein Gewerbe für sie wählen, das sie entweder nicht erfüllen oder das ihre Bestimmung nicht erfüllt.

Mir tut es im Herzen wehe, wenn ich einen Menschen sehe, den die Vorsehung mit den höchsten Gaben des Geistes, mit großer Güte des Herzens zu einem wohltätigen Werkzeuge ihrer Güte ausgerüstet, wie dieser, durch seine Erziehung mißleitet, sein Leben in eitlen, läppischen Tändeleien oder wohl gar in niedrigen Beschäftigungen hinschlendert, wohl gar so verwahrloset ist, daß er auch des zufälligen Guten, das

er außer seinem eigentlichen Gewerbe noch stiften könnte, nicht einmal fähig ist!

Und wenn ich dann wieder einen elenden Menschen sehe, der weder hohe Gaben des Geistes noch Güte des Herzens besitzt, den man nur an der aufgerichteten Gestalt für einen Menschen erkennt, wenn der für die Welt ebenso mißleitete Mensch die Bestimmung jenes zu großen Taten gebornen und erstickten Menschen erfüllen soll! –

Nicht umsonst gerat' ich hier bei der Bestimmung unsers Knaben in Eifer. Man wird in der Folge sehen, wie sehr der unwissende Vater die wahre Bestimmung seines Kindes verfehlte.

Im sechsten Jahre, da andre Kinder sich im Lesen und Schreiben üben, konnte unser Knabe alle Polonoisen und Menuetten, auch englische, schwäbische, steirische und kosakische Tänze spielen. Anstatt daß andre Eltern für ihre Kinder Schulgeld bezahlen, brachte dieser schon oft der Mutter heimlich vier Groschen von den acht Groschen mit, die ihm die lustigen Tänzer im Wirtshause, mit Lobeserhebungen von tausend Flüchen begleitet, in die rote Geige warfen. *Heimlich,* denn es hatte ihn schon manchmal weinen gemacht, daß der Vater nicht selten so grausam gegen die arme Mutter war, sie Hunger leiden zu lassen und oft mit Schlägen zu mißhandeln. Sie war eine so gute Frau, daß sie oft mit Tränen eine halbe Stunde Ruhe für den armen Jungen erbat, wenn er schon vier, fünf Stunden unaufhörlich die Geige hatte spielen müssen, und zuweilen in Tränen und Gebet für ihn ganze Nächte durchwachte.

Er gab also der guten Mutter von dem verdienten Gelde stets so viel, als er nur vor seinen Vater verheimlichen konnte, und unterließ dieses nie, ob er schon einigemal derb dafür vom Vater war abgeprügelt worden. Ward's der Vater aber gar nicht gewahr, daß die Gäste Geld in seine Geige geworfen

hatten, so wurde denn auch wohl ein Teil zu Näschereien angewandt. Doch mußte ihn auf dem Wege zum Bäcker kein Bettler begegnen, denn er hatte das Beispiel oft an seiner Mutter gesehn, daß es süß sei, den Notleidenden wohlzutun.

Auch konnte der Vater seinen Sohn in der Musikantenbande schon für eine ganze Person rechnen; und daher sah er ihn bereits als ein sicheres Kapital an, von dessen Zinsen er künftig seinen Leib pflegen wollte, und hielt ihn wie sein eigenes Aug' im Kopfe, das er zwar oft durch Bier und Wein rötete, es auch oft im Taumel bleuete, aber nichtsdestoweniger bei nüchternem Mut fürs Lesen nützlicher, guter Bücher und für Tränen über sein Elend und das Elend anderer sorgfältig hütete.

So lebte nun der junge *Gulden* seine Tage in der gleichförmigsten Unordnung hin. Des Morgens, wenn der Vater um eilfe erwachte, weckte er seinen Sohn und brachte ihm eine Tasse dicken Kaffee ins Bette. Dann reckte er ihn die Finger, damit sie fein lang werden sollten. Drauf mußte er schnell aus dem Bette springen, die Geige ergreifen und bis drei Uhr nachmittags unablässig spielen, um sich zur Mahlzeit dies oder jenes saure oder süße Essen oder süßen Wein oder für die Mutter ein Paar Schuh oder einen Rock zu verdienen.

Dies letzte war wirklich das stärkste Zwangsmittel für ihn, und das um desto mehr, da der Vater von des Sohnes Liebe zur Mutter den klügsten Gebrauch machte und ihr schlechterdings nichts gab, was sie nicht durch seinen Fleiß erhielt. Daher hatte dieser denn auch die Belohnung, daß, sooft die Mutter jenen Rock, jene Schuh anhatte, es allen Anwesenden mit großem vollen Maul in seiner Gegenwart verkündigt wurde: Diesen Rock, diese Schuhe habe *Heinrich* der Mutter geschenkt.

Konnte er dann aber nachmittags gar nicht mehr den Arm

bewegen, so bekam er das Essen, welches oft schon drei Stunden in einer zinnernen Schüssel oder im kupfernen Kessel am Feuer gestanden hatte. Unterdessen der Vater mit ihm aß, wobei sie beide schweres Bier tranken, mußte die Mutter Kaffee für den Sohn kochen. War dieser heiß verzehrt, so mußte er wieder die Geige ergreifen und unablässig bis acht Uhr spielen; alsdenn puderte ihn der Vater die Haare, zog ihm den plüschnen Rock an, den ihm ein alter abgedankter Lieutenant einmal im trunkenen Mute von seinem Leibe gegeben; und war es Sonntag, auch noch die rote Weste dazu, die ihm der Vater mit unechten goldnen Tressen hatte besetzen lassen, nebst Manschettenärmeln; und war es erster Feiertag, gar noch ein reines Hemde.

Zwischen acht und neun Uhr des Abends ging er nun mit seinem Vater ins Wirtshaus oder auf die Hochzeit oder auf einen Korinthenball und strich da seine Geige, die ihm der Vater unter dem Rocke hingetragen hatte, bis zum Anbruch des folgenden Tages. Hier sah' er nun alle die lustigen Ränke und Schwänke, alle die niedrigen, ausschweifenden Zeitverkürzungen und wollüstigen Handlungen niederträchtiger Kerle und schändlicher Weibsleute.

Seine gute, fromme Mutter suchte ihn zwar einen Abscheu und Schrecken dawider einzuflößen, indem sie ihm in der Einfalt ihres Herzens oft versicherte, daß darauf ewige Höllenstrafen folgten. Was konnte das aber bei einem Kinde würken, das keinen Sinn für die Zukunft hat, keine Erkenntnis von Moralität oder Unmoralität der Handlungen anders als durch gegenwärtige Würkung erlangen kann, was konnte das gegen den sinnlichen Eindruck tun! Selbst die dem Kinde schon näher liegenden Gründe von notwendig drauf folgender Krankheit und Gewissensunruhe hätten nichts gegen den lebhaften und öftern sinnlichen Eindruck vermocht. Und wenn denn auch jene Vorstellung der Mutter, oder vielmehr

der hohle ängstliche Ton, mit dem sie's sagte, und der ausgestreckte Zeigefinger nach dem glühenden Ofen einigen Eindruck auf dem Knaben machte, so konnte ihn dieses wohl allenfalls die plumpen, ekelhaften, abscheulichen Streiche des Fleischhackers oder Windmüllers weniger schädlich machen; die feinern und um soviel gottlosern Streiche des Friseurs oder Balbiers blieben ihm dennoch ebenso gefährlich und ansteckend.

Wenn endlich die Gäste teils fortgetaumelt, teils unter den Tischen und Bänken eingeschlafen waren, so leerten die Musikanten, wenn sie noch vermögend dazu waren, die herumstehenden Neigen von Bier und Branntewein, wovon dann unser Knabe auch sein bescheiden Teil bekam. Nachher taumelte er mit seinem Vater ins Bette und erwartete, durch den dampfenden Kaffee in der Hand desselben von schweren, ängstlichen Träumen zu einem ähnlichen Tage geweckt zu werden; und das geschah dann wieder so sicher um eilf Uhr, als gewiß die Sonne um vier Uhr aufging; es müßte denn den Abend vorher ein besonders wichtiges Gelag in der Schenke oder Herberge gewesen sein, wovon dann die Musikanten gemeiniglich so voller Beulen und Wunden nach Hause krochen als die Gäste selbst. Denn es war besonders unter den Fleischhackern gebräuchlich, ihre großen Gelage damit zu beschließen, daß sie am Ende die Lichte auslöschten und mit Stühlen und Bänken und Tischen und Krügen blindlings aufeinander zuschlugen, bis so einer nach dem andern die Türe fand und das Feld räumte; dies behielt gewöhnlich der Wirt als der gefährlichste Feind in der Schlacht. Er war einst selbst Fleischhacker gewesen und hatte sich nun, des Würgens und Totschlagens müde – denn sein Bauch wurde zu stark –, als Gastwirt und Herbergsvater zur Ruhe begeben. Bei solchen großen, wilden Gelagen pflegte er sich bei guter Zeit – gemeiniglich schon beim zwölften Kruge Bier –

allgemach zu entfernen und sein schweres Haupt zur Ruhe zu bringen. Hörte er aber den letzten wilden Lärmen, den Fleischhackernachtgruß, beginnen, dann pochte ihm das Herz, er konnte sich länger nicht halten, nahm eine Bettstolle oder einen Ochsenziemer, den er noch als Ehrenzeichen über sein Bette hängen hatte, und eilte in den streitenden Haufen, schlug aus Leibeskräften mit darunter und empfing auch wieder Hiebe die Kreuz und die Quer. War ihm das Feld geräumt, dann hinkte er wieder der Schlafkammer zu; fragte ihn alsdann sein Weib, wo er gewesen, so antwortete er ganz kalt: »Eck was enn beeten met dermank schloagen.«

Solche Schlachten liefen denn auch nicht ganz fruchtlos für die Musikanten ab. Gemeiniglich begann der Tumult urplötzlich; Nacht und Sturm brachen so schrecklich herein, daß die zwischen dem Ofen und dem Branntweinspinde eingeklemmten Spielleute nicht schnell genug ihre Werkzeuge zusammenraffen konnten. Da krochen sie dann hinter die große Baßgeige, die konnte aber nicht alle fassen, sie rissen sich darum, daß die schon jahrelang einsam tönende Baßsaite, die lange schon keine mittönende Gehülfin neben sich vernahm, mit sturmglockenlachtigem Getöse erschallte. Dieser verräterische Schall zog denn gemeiniglich das Getümmel der Schlacht nach diesen Winkel, und nun hieben alle auf die für tot daliegende Geiger und Pfeifer.

Hatte nun der alte *Gulden* nicht beizeiten die Vorsicht gebraucht, seinen Sohn hinter dem Ofen zu stecken oder ihn in seinen ungarischen Pelz hinter sich einzuknöpfen, daß man seine klagende Stimme nicht deutlich genug vernahm, so richtete der ergrimmte Dermankschläger seine besten Schläge auf den armen Knaben. Denn der hatte einst seinen zehnjährigen Jungen, da dieser sich die Hände beschmiert und die Mutter ihm zurief: »Wisch dich an die Musikanten ab«, und er sich am sichersten glaubte an den siebenjährigen *Heinrich Wil-*

helm Gulden wischen zu können, so gewaltig hinter die Ohren geschlagen, daß ihm das Blut aus Nas' und Maul gestürzt.

Nach einem solchen großen wichtigen Gelage, bei dem sich die Schlacht auch hinterm Ofen gezogen, brachte denn der alte *Gulden* mit seinem Sohne den folgenden Tag im Bette zu und rieb sich die Glieder mit Kampfer und Branntwein, den er beim Einreiben nicht selten beseufzte und seufzend verschluckte.

In dieser Lebensart verflossen die köstlichsten Jahre unsers fähigen Knaben, der es in seinem achten Jahre schon würklich zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit auf der Geige gebracht hatte. Er spielte selten eine Menuett nach der Vorschrift, sondern veränderte selbige oft mit großen Schwierigkeiten, zuweilen auch, und das gemeiniglich für sich allein, mit großer Annehmlichkeit und Simplizität. Doch hatte er eine außerordentlich simple und schöne Menuett, die er samt der herrlichen Melodie des Liedes: ›Es ritten drei Reuter zum Tor hinaus‹ niemals veränderte. »Es sind gar zu schmucke Dinger«, pflegte er zu sagen.

Es war einst an einem Sonntage, daß er bei dem Burgemeister der Stadt spielte und über einer elenden Menuett eine recht schöne Veränderung machte. Man wollte die Veränderung gern aufs Papier haben, und es wurde Dinte und Feder gebracht; da ergab sich's aber, daß der arme Junge, der nun bald neun Jahre alt war, nicht die Feder zu halten wußte. Er malte indessen, die Feder in der vollen Hand haltend, seine Veränderung, zwar mit einigen Fehlern der Vorzeichnung, aber doch mit völlig richtiger Taktabteilung, zum Erstaunen aller Anwesenden hin.

Auf das Zureden der andern ließ der Vater ihn nun von einem armen Kandidaten lesen und schreiben lehren, setzte dazu eine Stunde sonntags vormittags von zehn bis eilfe fest, damit nichts in der Hauptsache, der Geige, versäumt würde,

und gab dem Kandidaten sechs neue Menuetten und sechs Warschauer Polonoisen dafür, die dieser schon längst gern zu haben gewünscht, wofür der alte *Gulden* zeither aber einen Taler und zwölf Groschen verlangt hatte.

Auch schrieb der lehrbegierige Knabe seinem neuen Lehrer alle englische und schwäbische Tänze heimlich auf, damit er ihm nur ein wenig mehr rechnen lehren und Geschichtbücher zu lesen geben möchte.

An einem Sonntage des Morgens aber, da der Kandidat eben eine schwere Aufgabe, die der Knabe ausgerechnet hatte, durchsah und dieser währenddessen seinem Lehrer die neueste, letzte Polonoise aufschrieb, fügte es sich, daß der alte *Gulden*, der sonst noch immer sonntags wie wochentags bis eilfe im Bette lag, dazukam. Äußerst erzürnt jagte er den Kandidaten sogleich aus dem Hause, mit dem Verbot, nie wiederzukommen, und den Knaben prügelte er für den Unverstand, gute Stücke an andere zu geben, wacker ab.

Der arme Junge, der mit außerordentlicher Geschwindigkeit und Scharfsinn das Rechnen geübt, die alte griechische und römische Geschichte mit brennender Begierde studierte und oft halbe Nächte, bei zusammengestohlnem Lichte, Lebensläufe berühmter und großer Männer gelesen hatte, wurde nun seines Lehrers und Bücherversorgers beraubt. Zur Not lesen, seinen Namen schreiben und den Gewinst von der Hochzeit zusammenrechnen zu können, hielt der Vater für hinlänglich. Alles übrige, meinte er, beschwere nur unnötigerweise den Kopf des armen Kindes und hielte ihn von der wichtigsten Beschäftigung, der Geige, ab. »Französisch, Französisch sollst du mir lernen, sobald nur des Herrn Sprachmeisters achtjähriges Töchterchen ein bißchen größer ist, daß du ihr wieder die Geige dafür lehren kannst.«

Des Knaben Geschicklichkeit in der Geige fing wirklich an, wichtig für den Vater zu werden. Der Bürgermeister, der

selbst die Geige spielte, hatte ihm damals zur Belohnung für die aufgeschriebene Veränderung zwei der schwersten Konzerte und zwei Solos für die Geige gegeben: Und in drei Monaten spielte er diese vier Stücke mit bewundernswürdiger Fertigkeit. Dieses bestimmte den Vater zur Ausführung seines schon längst gefaßten Vorsatzes, mit dem Knaben, als mit einem Wundertiere, zu reisen.

Er nahm all sein bißchen Hab und Gut zusammen, um sich und vorzüglich den Knaben mit so viel goldene und silberne Tressen einfassen zu lassen, als er nur bezahlen und geborgt erhalten konnte. Die alten Kleider wurden dazu teils umgewandt, teils von neuem aufgefärbt; und aus der Mutter alten pohlnischen Pelze, von schwerem Stoffe, in welchem die Apostelgeschichte eingewürkt war, der auch schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Erbstück in der Familie der guten Frauen gewesen, wurden zwei Westen für unsern Knaben geschnitten.

Auch wurden ihm die Haare, die ihn bisher lockigt um die Schultern hingen, nach damaliger französischer Manier in Thorn oben abgeschoren und an den Seiten zu Taubenflügeln frisiert, die gegen den anderthalb Viertel langen und ebenso breiten Haarbeutel hinten zusammenschlugen.

Schwarze Halsbinden wurden für den Knaben aus der Florkappe der Mutter zusammengestickt und von den Judenkanten, womit die Brautküssen der guten Frau besetzt waren, sieben Paar Manschetten und dazu von ihrem Brautlaken zwei Oberhemden gemacht, unter welche der Vater dem Knaben während der Reise die sieben Paar Manschetten nach der Reihe unterheften wollte.

Die zinnernen Schuhschnallen wurden mit Kornbranntewein und Kreide blank geputzt, damit sie das Ansehen von silbernen Schnallen bekämen. Die schwarzen Zeughosen wusch der Vater mit saurem Bier glänzend; mit Essig putzte

und steifte er den alten Hut des Knaben auf und setzte ihm eine schwarze Feder drum, die ihm einst ein Landstraßenbereuter auf einer Hochzeit statt der gewöhnlichen vier guten Groschen für den Vortanz gegeben.

Noch kaufte der Vater bei einem Trödler für den Knaben eine einhäusige silberne Taschenuhr, die zwar keinen Minutenzeiger, aber doch einen Stundenzeiger hatte, der sich auch bisweilen bei starken Erschütterungen fortbewegte. Daran wurde gebunden ein breites halbseidenes feuerrotes Band, von dem Feiertagsbrustlatz der Mutter abgetrennt, und an dieses Band fünf Uhrschlüssel, drei von Messing, zwei von Stahl, die der Vater seit vielen Jahren so gelegentlich gesammelt und unter andern Kleinigkeiten, als Rockknöpfe, Westknöpfe, Ärmelknöpfe, Bleistifte, Kämme, Brotkrumen, Koliphonium, Dämpfer und Reste von Wachslichtern, bei Judenhochzeiten eingesteckt, in der linken Westtasche getragen hatte. Dazu noch die beiden silbernen Trauringe der Eltern, eine komische Devise und ein Kruzifix von Bernstein kamen.

Auch wurde in den Hosen des Knaben über der rechten Hosentasche eine Öffnung gemacht, um dieses Uhrwerk hineinzustecken; über dieser Öffnung wurde ein großer knöcherner Knopf angenähet und unten ein kleines Knopfloch gemacht, das nur mit großer Mühe über den Knopf ging. Wenn nun das Werk glücklich darinnen war, so knöpfte der Vater mit Anstrengung aller Kräfte die Öffnung zu und fügte mit großen Drohungen und hundert Flüchen und Schimpfworten den ausdrücklichen Befehl hinzu, daß der Knabe nie selbst den Knopf aufknöpfen und die Uhr herausnehmen, sondern dieses dem Vater allein überlassen sollte. Zehn solche Knaben hätten den Knopf nicht bewegen können.

Der arme Junge hatte seine Not mit dieser Uhr: Denn wohl zehnmal des Tages besah sie der Vater, ob auch alles im Stande wäre, und jedesmal gehörte wohl eine viertelstün-

dige Operation dazu, um sie herauszubringen. Auch hatte der Junge, bei aller Eitelkeit und allem Eigendünkel, der ihm so von allen Seiten eingeflößt wurde, noch natürliche Scham genug, sich des marktschreierischen Uhrbandes zu schämen. Ließ ihn der Vater allein ausgehen, so steckte er das ganze Uhrgeläute in die unterste Hosentasche, damit es niemand sähe.

Er hatte dieses gleich den andern Tag getan, da ihn der Vater *zur Schau* zum Nachbar zur linken Hand schickte, unter dem Vorwande, zu fragen, wo doch der Herr Nachbar die gestrigen schönen sauern Gurken habe holen lassen. Wenn ihm dieser das sagte, sollte er für einen Groschen Gurken auf zwei Tellern nehmen und einen Teller an den Nachbar zur Rechten, den andern an den Nachbar geradeüber hintragen, mit Bitte, nicht übelzunehmen, daß der Herr Vater und die Frau Mutter freundlich grüßen ließen, und daß sie vor etlichen Tagen saure Gurken eingemacht hätten, und daß die Gurken gut geraten wären, und daß sie sich die Freiheit nähmen, ihnen ein paar davon zu schicken, und daß sie ihnen einen guten Appetit wünschen ließen, und daß sie ihnen wohl bekommen möchten.

Der Knabe, der kein Arg dabei hat und gewiß nicht auf den Gedanken kömmt, daß die Präsentation seines Uhrbandes der wahre Endzweck aller der Gänge sei, steckt dieses aus Scham, wie gesagt, beiseite, geht zum Nachbar zur Linken und erfährt, daß der Mann selbst die Gurken einmacht und verkauft. Er hält darauf die beiden Teller hin und bittet ihn, auf jedem Teller für sechs Pfennige Gurken zu geben. Drauf fragt der Herr Nachbar von gegenüber und der Herr Nachbar zur Rechten, die zum Unglück beide da sind, um eins auf den fetten Kohl zu setzen, warum er die Gurken auf zwei Tellern nähme? Der Knabe erzählt ihnen dann ganz treuherzig mit alle dem daß, daß, daß, daß, daß er sie ihnen beiden hintragen sollte. Das erregt dann ein so schreckliches

Lachen, daß der eine den Gurkentopf zu Boden wirft und dem andern das Glas vor dem Munde springt.

Alle drei nehmen Stock und Hut, laufen zum alten *Gulden*, loben seine Kunst, saure Gurken einzumachen, und danken herzlich fürs freundschaftliche Andenken. Der Alte, der die wahre Ursache, warum er den Knaben geschickt, nicht sagen darf, auch nicht Fassung genug hat, es in Scherz zu verkehren, muß seine Ärgernis verbeißen, bis die Lachenden fortgehen und ihm freies Feld lassen, den Knaben vorzunehmen.

Im Hinausgehen und Begleiten der Gäste – denn er hatte die Gewohnheit, seine Gäste bis auf den Mittelstein der Straße zu begleiten und dann noch zu bitten, *das Geleite mitzunehmen* –, da warf er schon, den Gästen eine gesegnete Mahlzeit wünschend, dem Knaben, der sich schmeichelnd an seinen Arm hing, einen finstern, drohenden Blick zu und stieß ihn von sich.

Kaum war die Türe verriegelt, so ergriff er mit der linken Hand den armen Knaben bei den Haaren, mit der Rechten griff er nach dem großen eichenen Baßbogen – denn es waren ihm auf den Hochzeiten seit einem Monat schon dreizehn Baßbogen von leichterem Holze zerschlagen worden – und prügelte an dem armen Jungen seine ganze Wut über die fehlgeschlagene grobe List ab.

Der Knabe, dem für Schreck gleich Stimme und Sprache vergangen, welches der Vater für Hartnäckigkeit und Fühllosigkeit hielt, konnte endlich wieder schreien und schrie: »*Ach mein Arm, mein Arm!*« Hier hemmte ein aufsteigender Gedanke im Vater, an Kapital und Zinsen, seine Wut, und er ließ nach. Kaum fing der Knabe aber wieder an zu schmeicheln und zu bitten, der Vater sollte doch nur weiter nicht böse sein, so vermißte dieser die Uhr an des Knaben Seite. »*Tausend Teufel!* – –«, und nun wieder mit der linken Hand nach den Haaren des Knaben, mit der rechten den Baßbogen ver-

kehrt, und das so lange, bis der Junge ohnmächtig vor ihm lag. Nun erst die Frage: *»Wo hast du Kanallie die Uhr gelassen?«* Der Knabe ist ohnmächtig, er hört nicht. *»Du willst nicht antworten, Bestie?«* Und nun wieder einen Griff in die Haare. Der Knabe erwacht. *»Die Uhr, Bestie!«* Der Knabe zieht noch ganz ohnmächtig den Uhrband hervor. Der Vater reißt voll mißtrauischer Ungeduld und voll Bosheit den Knopf ab, der das Werk verschließt; er sieht die Uhr noch unbeschädigt, hebt den Jungen auf, trägt ihn aufs Bette und schreit, daß die Fensterscheiben klirren: *»Weib, Weib, Wasser, ungarisch Wasser, Magensekt!«* Der arme Junge weint. Der Vater: *»Lach', Jungchen, lach', wein' nicht, bist auch mein liebes Heinchen. Da, sieh hier, ich will dir auch einen Gulden schenken, wein' nur nicht, lach', Jungchen, lach'!«*

Der arme Junge verzieht den Mund zum Lachen, er will gern das Weinen unterdrücken, er kann aber nicht sogleich und schluckset wiederum desto stärker, je länger er es verbissen hat. *Der Vater*: »Sieh doch so 'ne boßige Kröte: Ich will dir bei *Gulden*: Ein Quark sollst du haben: Ists nicht genug, daß dein Vater dir gute Worte gibt? du Baseliske!«

Das Weinen und Schlucksen des Knaben legt sich nun natürlicherweise von selbst; er siehet den Vater liebreich und bittend an. *Der Vater*: »So, mein Hänschen, nun bist du mein liebes Söhnchen, da hast du auch den Gulden. Was willst du nun mit dem Gulden anfangen?« *Der Knabe*: »Ich will der lieben Mutter – – aber schelt' Er nur nicht, lieber Vater –, ich will der Mutter schwarz Band in ihre Sonntagskappe und blau Band zu ihrer gelben Haube kaufen.« –

Ich habe diesen Vorfall, der sich am Sonntage ereignete, ebendem Tage, an dem der Knabe zehn Jahre alt war und an welchem der Vater zum heiligen Abendmahl gewesen, so ausführlich erzählt, um den natürlichen guten Charakter des Knaben und seine abscheuliche Erziehung – zwei so oft und

fast allgemein vereinigte Dinge unter den Menschen – in ein besseres Licht zu setzen.

Noch kaufte der Vater zur Ausstaffierung des Knabens einen kleinen Degen von Prinzmetall, dessen Scheide er nicht vorsichtigerweise vernagelte oder verklebte – wie es wohl die Eltern vieler adlicher Kinder wohlbedächtig zu tun pflegen, die ihrem Knaben den Degen geben müssen, um ihn so früh als möglich den dummen Adelstolz und die tyrannische Herrschsucht des verdorbenen Menschen einzuflößen, damit er nicht zur Beschämung seines Vaters den wahren Adel des Menschen und die natürliche Gleichheit der Menschen untereinander kennenlerne –, er vernagelte oder verklebte die Scheide also nicht: nahm aber wohl die ganze Klinge heraus und füllte die hohle Scheide mit feinem Sand. Daran schleppte nun der arme Junge seine Ehre und seine Not.

Nun stand der Knabe völlig ausstaffiert da. Man denke sich itzt den ganzen marktschreierschen Anzug zusammen und unter diesem Anzuge einen allerliebsten Jungen mit großen blauen Augen, hellbraunem Haare, einer nicht zu hohen, sanft gewölbten Stirne, einer sanft gebogenen Nase, einem sanft geründeten Munde, der immer freundlich lächelte, und einem länglichrunden Kinn. Diesem lieblichen Gesichte fehlte nichts als die feine Mischung von Weiß und Rot bei gesunden Kindern, denn sein Blut war durch die unordentliche Lebensart zu dick, stets zu sehr in Wallung und färbte das Gesicht des Knaben unnatürlich rot. Auch fehlte ihm aus ebendem Grunde die Zierde der weißen Zähne. Er war überaus wohlgewachsen, nur nicht größer und stärker, als gesunde Kinder gemeiniglich von sieben bis acht Jahren zu sein pflegen.

Der Vater kaufte sich vom Trödler einen scharlachroten Rock mit breiten goldnen, oft gewaschenen und mit Marienglas geputzten Tressen, den der Trödler schon lange vom Scharfrichter des Orts in Kommission hatte und in welchem

dieser Ehrenmann seit zwanzig Jahren sein Ehrenamt verrichtet hatte. Dazu kaufte er sich noch eine hellblaue seidene Weste, worauf allerlei südamerikanische Vögel von der hellsten, brennendsten Farbe gemalt waren und die mit breiten Frangen und langen Trodlen von schwarzer Seide und Silberdraht besetzt war. Er vervollkommete dieses Meisterstück dadurch, daß er in den Zwischenräumen von dem Schnabel des einen Vogels zum Schnabel des andern einige Linien Noten mit Silberfaden und schwarzer Seide hineinsticken ließ.

Hosen durfte er sich nicht neu anschaffen, denn er hatte sich nicht längst ein Paar fein kalblederne Hosen angeschafft, die durfte er nur schwarz färben lassen. Waren auch gleich durch den letzten Vorfall im Wirtshause, da die besoffnen Gäste auf den lustigen Einfall kamen, die ganze Musikantenbande zu zwingen, eine halbe Stunde auf Erbsen knieend zu spielen, die neuen Hosen an den Knien durchgescheuert, so wurde das durch die hochaufgezogenen Stiefeln bedeckt. Noch kaufte er sich einen alten gewaschenen und umgewandten Hut mit breiter goldenen Tresse und einen Haudegen mit einer breiten Bärenklinge.

Nun fehlte es nur noch an Reisegeld und an Bestimmung der Art und Weise zu reisen. Es wurden verschiedene Projekte gemacht und einige auch ausgeführt. Das erste war, daß der Vater die einhäusige Stundenuhr des Knaben, die fünf Taler gekostet hatte, unter funfzig Subskribenten zu einem Taler Einsatz ausspielte. Das sollte manchem schwer werden; allein er wußte das Ding von der Seite anzugreifen, von der in der gegenwärtigen Welt alles am sichersten ausgeführt ist. Er faßte die Herren von seiten der Torheit, der Eitelkeit und des unzeitigen Mitleidens. Er und der Knabe zogen beide ihre neuen Staatskleider an und überfielen alt und jung bei dem Frühstücke.

Der Eintritt dieser Masken ins Zimmer erregte bei jedem

ein ausgelassenes Gelächter: Und das heißt bei gemeinen Menschenseelen schon eine Schleuse zur Freigebigkeit geöffnet. Die andere öffnete sich der Vater durch seine Anrede: »*Euer Gnaden sind viel zu großmütig und schenerose, als daß sie nicht ein Werk der Barmherzigkeit an diesem armen Knaben ausüben sollten*« usw.

War noch eine Schleuse vor den Herzen des gnädigen Herrn verschlossen, der oft auch ein Gewürzkrämer war, so hieß es: »Der arme Junge hat kein ganzes Hemde, kein ganzes Unterkamsölchen; zieh den Rock ab, Heinchen, zeig's dem gnädigen Herrn; ich will ihm auch gern einen warmen Überrock als ein ungrisch Pelzchen zum Winter machen lassen, allein ich armer Schelm – –«

Nun ergriff der weise, gütige, großmütige Menschenfreund, der's nicht übers Herze bringen konnte, den Herrn Papa auf die Tressen seines und des Knaben Rock zu verweisen, die Feder; ehe er aber noch seinen Namen ganz zu Ende geschrieben hatte, küßte ihm der alte *Gulden* den Ärmel und sprach mit flehender Stimme: »Wenn Euer Gnaden die Uhr gewinnen, sind Sie auch wohl so gnädig, sie dem armen Jungen zu lassen; es ist ein Patengeschenk von seinem Großvater, die höchste Not hat mich gezwungen ...« – »Ja, ja, meinetwegen, alter Geck«, sagte der großmütige Mann und warf ihm den Taler hin, daß er dreimal hellklingend um seine Füße rollte. So ging das in der ganzen Stadt herum, und statt der im Plan bestimmten funfzig Personen waren bald fünfundneunzig beisammen. Was blieb aber davon zum Reisegelde übrig?

Bei jedem errungenen Taler kehrte der Vater mit dem Knaben in ein Weinhaus, Kaffeehaus oder beim Kuchenbäcker ein, um den Schweiß seines Angesichts zu trocknen; und da ging denn immer ein Dritteil des Talers drauf. Bei der wirklichen Ausspielung der Uhr war ein Konzert versprochen und

wurde auch gegeben. Dazu waren alle musikalische Bierbrüder des alten *Gulden* eingeladen. Es kamen ihrer zweiunddreißig zusammen; die fraßen und soffen bis in die späte sinkende Nacht, und den Morgen darauf betrug die Rechnung für sieben Karpfen, sechs gebratene Gänse, drei Spannferkel, eilf Pfund Butter, zehn große Brote, anderthalb Tonnen Bier und sieben Maß Branntwein, zweiundsiebenzig zerschlagene Pfeifen und fünfunddreißig zerschlagene Gläser und Bouteillen zweiunddreißig Taler.

Da sie des Morgens früh um drei Uhr von dem Schmauseplatz nach Hause kehrten, beschlossen sie, dem dasigen berühmtesten Pfefferkuchenbäcker ein niedliches Ständchen zu bringen. Dieser hatte sich vor einigen Wochen einfallen lassen, die tragikomische Szene, wie die ganze Musikantenbande einst auf Erbsen kniend mit gräßlichen Gebärden lustige Tänze spielen mußte, auf einem drei Ellen langen und zwei Ellen breiten Pfefferkuchen gar possierlich abzubilden. Dafür hatten sie denn geschworen, ihm einen Streich zu spielen, nie aber fühlten sie so viel Mut zur Ausführung als eben jetzt, da sie mit schweren Köpfen und leichten Füßen aus dem dicken Tabaksdampfe, der längst schon die Decke der Stube schwarz gefärbt, in die freie frische Luft unter klaren bestirnten Himmel hintraten.

Es wurde also beschlossen, daß jeder dieser zweiunddreißig ein Instrument nehmen sollte, welches er am wenigsten spielen konnte, und so wollten sie alle unter den Fenstern des Pfefferkuchenbäckers, jeder aus einem andern Tone oder in einer andern Stimmung, das Lied spielen: ›*O Eitelkeit, o Herzeleid, ist das nicht zu beklagen?*‹

Nun waren sie unter den Fenstern des Pfefferkuchenbäkkers, und ohne weiter sich um die Stimmung der Instrumente zu bekümmern, huben sie die gräßlichste Musik an. Kaum hatten sie die erste Strophe des Lieds gespielt, so beschien

der Mond, der bis jetzt die ganze Nacht einsame Fenster beschienen, schon hundert Nachtmützen und Nachtkorsetts. Bald waren alle Fenster gepfropft voll Menschen, und bald hörte man vor lautes Lachen und Geschrei das gräßliche Geheule der Spielenden nicht mehr.

Der Pfefferkuchenbäcker, welcher bald gewahr wurde, daß der Spaß ihm gälte und daß er der Gegenstand des Gelächters sei, beschloß einen plötzlichen Überfall, nahm sein Weib, fünf Kinder, zwei Gesellen, neun Lehrbursche und die Magd zusammen, besetzte mit den Weibern und Kindern die obern Fenster und gab ihnen alles wasserhaltende Geschirr im Hause vollgefüllt zum Geschütz, er aber mit den übrigen Mannsleuten nahm alles, was an Holz und Eisen im Hause beweglich war, und lagerte sich inwendig vor die Haustüre. Die Türglocke gab das Zeichen zum Ausfall; sie erklang, und nun entstürzten plötzlich aus schnellgeöffneten Fenstern alle im Hause enthaltene Feuchtigkeiten, und in demselben Augenblick stürzten die Bewaffneten aus der Tür und schlugen den schrecklichsten Takt zu der herzbrechenden Musik.

Der Altgesell, welcher die Schlacht kommandierte, fiel gleich über den alten *Gulden* her, der mit einer großen Stocklaterne auf der Schulter an der Spitze stand, und nach einigem Widerstande entriß ihm sein Gegner die Laterne. Da ergriff der alte *Gulden* die Flucht, sein Gegner verfolgte ihn, ereilte ihn aber anfänglich nicht, bis *Gulden* an einen breiten Rennstein kam, neben dem der Mond durch eine enge Gasse einen schmalen Schein warf. *Gulden* sieht den Schein für den Rennstein an und springt über den Mond bis an die Brust hinein. Nun steht er da fest, sein Gegner ereilt ihn und schlägt ihm von hinten die große Laterne über den Kopf, daß sie ihm wie ein niedersächsischer Priesterkragen stolz um den Hals steht und der Stock wie ein französischer Steifzopf hinten wegstrotzt, der manchen Franzosen schon schützte, daß das

Schwert des Feindes nicht in den Nacken drang, und in seinem Lauf ihn aufhielt.

Sieben andre musikalische Mitglieder des grausamen Ständchens hatten ihre Flucht durch einen andern Weg nach dieser engen Gasse genommen, wo eben der Mond zwischen hohen Giebelhäusern auf die Mitte der Straße fiel. Sie glaubten, die Straße sei vom Wasser überschwemmt, welches der breite Rennstein zuweilen wohl verursachte, und kamen auf allen vieren unter den hervorstehenden hohlen Treppen der Häuser mit unglaublicher Mühe, unzähligen Kopfstößen und unbeschreiblicher Angst durchgekrochen.

Gulden, dem die hohle Klappe der Laterne gerade vor dem Maule lag, rief mit fürchterlichem hohlen Tone – fürchterlicher noch, als der auf Reisen befindliche hölzerne hochbeinige Archimedes durch sein zwei Ellen langes Sprachrohr sich mit seiner gegenübersitzenden kopfwackelnden Schönen unterredet –: »Hülfe! Hülfe!«

Die Kriechenden nahmen das für einen neuen Beweis, daß alles unter Wasser steht, und ziehen sich den beschwerlichen und abscheulichen Weg unter den Treppen wieder zurück, wodurch sich *Gulden* wieder verlassen sieht und nun voll Verzweiflung den Rennstein lang neben sie her wadet. Bei der letzten Treppe wird der junge *Heinrich Gulden*, der unter den sieben Kriechenden war, durch eine Öffnung gewahr, daß der im Wasser Wadende sein Vater ist, schnell springt er hervor, will sich ins Wasser stürzen, seinen Vater zu retten, tritt aber, zum Erstaunen aller übrigen, auf trockenes vom Monde beschienenes Steinpflaster, neben welchem auf der einen Seite der alte *Gulden* im Rennstein wadet und auf der andern die übrigen unter der Treppe hinkriechen.

Nach hundert lustigen Flüchen über ihre Blindheit und langen Gelächter über den weinenden *Gulden* mit neumodischem Kragen und Zopf ziehen sie sich allmählich nach dem

Ort des Ausmarsches zurück, wo sie denn auch schon die übrigen Verwundeten beisammenfanden. Neune waren schwer blessiert, die übrigen aber mit leichten Wunden und Beulen davongekommen; diejenigen, die den engen Paß unter den Treppen defiliert hatten, waren am übelsten an den Köpfen zugerichtet, da war Beule an Beule.

Auch waren außer der zerschlagenen Laterne zwei Waldhörner, vier Fagotten, zwei Zinken, drei Hoboen, ein Hackebrett und eine Trompete sehr beschädigt, welche Reparatur der alte *Gulden* von dem Uhrgelde mit acht Talern bezahlen mußte. Dazu kam noch, daß siebzehn jener gnädigen Herren nicht bezahlt hatten und nachher den alten *Gulden* mit dem Nachttopf aus dem Fenster drohten, wenn er zum andern Male stärker an die Türe klopfte. Es blieb also nach dieser genauen Rechnung von der ganzen Masse sechs Taler acht Groschen zur Reise übrig.

Dafür waren auf Rechnung eines andern völlig fehlgeschlagnen Projekts schon dreißig Taler Schulden gemacht. Denn es ist die Art aller schwachen, unvernünftigen Projektmacher, daß, wenn sie so etwas im Kopfe ausgeheckt haben, sie sehr bald mit dem Dinge so bekannt werden, daß sie gar keine Möglichkeit mehr einsehn, wie das fehlschlagen könnte. Und nun borgen und leben sie schon frisch drauflos, als wenn das schlechterdings alles so kommen muß, wie sie sich's dachten. Und darüber wird denn noch selbst die Anwendung der Mittel vernachlässigt, die es allein noch möglich machen könnten.

Es wurde noch dieses und jenes versucht, allein vergeblich. Kein ander Mittel blieb übrig, als nun die Reise bekanntzumachen, von allen Gönnern und Patronen Abschied zu nehmen und bei dem letzten Kratzfuß die Hand so zu halten, daß, wenn etwas hineinfiele, es nicht verlorenginge. Das geschah, und da der Vater beim Kommendanten der Stadt an-

fing und bis auf den Gewürzkrämer herunter kein Glied der Kette menschlicher Wesen unbetastet ließ, auch bei jedem seine Rolle mit dem Knaben so spielte wie dort bei Anwerbung der Subskribenten zur Uhr, so kamen in siebzehn abschiednehmenden Tagen einhundertzweiundsiebzig Taler eilf Groschen fünf Pfennige zusammen. Ungerechnet die falschen und ungangbaren Münzen, die sich darunter befanden und sich an siebenunddreißig Stück beliefen, von denen der Alte in kurzer Zeit zwanzig mit unterlaufend an den Mann brachte.

Zweiundzwanzig Taler, die in den siebzehn abschiednehmenden Tagen wieder auf dem Wege in Erfrischungen draufgegangen waren, und jene dreißig Taler Schulden abgerechnet, blieben also reines Reisegeld einhundertzwanzig Taler eilf Groschen und fünf Pfennige; und nun ging's ans Anschaffen des Reisegeräts.

Nach langem Hinundhersinnen und öfteren heftigen Beratschlagungen und Streitigkeiten und zweimaligen Schlägereien mit andern Biergästen über die beste Art zu reisen wurde folgende festgesetzt: Der Alte kaufte für sieben Taler zwölf Groschen ein kleines, buckligtes Pferd mit Sattel und Zeug von einem polnischen Juden, darauf ritt er, den Knaben vor sich haltend, in beständigem Paß. Zu Fortschaffung der Mobilien und Instrumente, wozu der Alte einen großen hölzernen Verschlag von den Brettern seines Hühnerbodens hatte machen lassen, wurde ein Handschubkarren angeschafft. Diesen schob *Johann Gürgel Rothbart*, der bisher bei der Musikantenbande des Orts seines starken Arms wegen den großen Baß mit dem vorerwähnten eichnen Bogen gestrichen hatte und jetzt zum treuen Reisegefährten und Bruder des alten *Gulden* auf der Landstraße, in den Städten aber zum Diener desselben erwählt worden war.

Noch wurde vor dem Schubkarren mit einem langen Stricke der alte ehrliche *Kallax* vorgespannt, den der alte *Gulden*

vor einigen Jahren von dem Scharfrichter des Orts im Würfelspiel gewonnen, unterdessen dieser treue Hund den Hof seines Herrn treulich bewachte und unter der zwar strengen, aber doch für Hungersnot, Tollheit und Vergiftung sichern Regierung seines Herrn zu leben und zu sterben glaubte. Er war dem Scharfrichter auch um desto knechtlich kindlicher zugetan, da er ihn, aus dem Hause des Herrn von Kallax auf Kallaxburg verstoßen, krank und schwach hingekommen, von ihm, seines guten Fells und dicken Kopfs wegen, geheilet und ernährt worden war. Da man dem Knechte des Scharfrichters, der ihn abgeholt, nicht den Namen des Hundes dabei gesagt, so hieß ihn dieser, nach seiner alten Gewohnheit, nach den Namen seines vorigen Herrn *den alten Kallax*.

In dieser Ordnung zog nun der alte *Gulden* mit seinem Sohn, dem alten *Rothbart*, dem kleinen Schecken und dem dickköpfigten alten Kallax am 1. August 1747 zur Stadt Thorn hinaus und nahm seinen Weg nach Warschau, deren Einwohner damals weit und breit berühmt waren an Neugierde und Freigebigkeit für alle Wundertiere jeder Art. Ich will mich auf die Beschreibung aller der lustigen und närrischen Auftritte der Reisenden nicht einlassen, einige aber kann ich doch nicht ganz verschweigen.

Ehe ich meine Erzählung anfange, muß ich erst sagen, daß unsre Reisenden durch die große Hitze gezwungen wurden, sich der Last der Kleider zu entledigen. Der alte *Gulden* zog seinen Rock, seine Weste und sein Hemde ab und behielt bloß ein weißes flanellenes weites Nachtkamisol an, so er sonst unter dem Kleide zu tragen pflegte, seine Perücke legte er auch auf den Karren und setzte sich eine runde Kappe von weißem, mit schwarzen Flecken gesprenkelten Schaffell auf. Über das Kamisol hatte er das Degengehenk gespannt.

Der alte *Rothbart*, der die Meinung der Ungarn hatte, daß ein Pelz im Winter für die Kälte und, wenn er umgekehrt

würde, im Sommer für die Hitze diene, hatte seinen langen weißen Schafpelz umgekehrt auf dem bloßen Leibe, und nun schwitzte er unter der Last des Pelzes und schwamm im Bade seiner Ausdünstungen, um nicht von dem Schein der Sonne zum Schweiß gebracht zu werden.

Den armen Knaben hatte der Vater, der noch wehenden Luft wegen, in seinen Mantel eingewickelt und die samtne Reisekappe, wenigstens ganz los, unter dem Halse zugebunden, damit er sich ja nicht erkälte. Die Pelzschuhe, Pelzmütze und Pelzhandschuhe des Knaben lagen auch auf dem Karren.

So zogen sie gleich den Nachmittag des ersten Tages, ohne es zu wissen, durch *Kallaxburg*. Sie mußten dem Adelhofe, der Wohnung des *Herrn von Kallax*, dichte vorbei. Indem sie nun eben unter dem Fenster sind, in welchem oben der alte podagrische *Herr von Kallax* liegt und über den komischen Zug vor Lachen vergehn will, erkennt der alte vorgespannte Kallax seines vorigen Herrn Haus und sträubt sich, von der Stelle zu gehen. Der alte *Gulden*, der kein Arges wähnte, hält es für Faulheit, reit auf ihn zu und ruft unablässig: *»Na, du alter Kallax, du alter Racker, willst du wohl vorwärts!«* Der alte *Kallax* im Fenster hört unten seinen Namen schimpfen und glaubt, die Kerls schimpfen ihn und sein hochadliges Podagra, gerät in Zorn, schreit und läutet nach seinen Bedienten.

Da indessen nicht gleich auf den ersten Schrei einer erscheint und er selbst seines heftigen Podagras wegen nicht vom Stuhle kann, ergreift er die vor ihm stehende Schale voll Bischof und wirft sie dem alten *Gulden*, noch zu Pferde sitzend und nach der Seite zum alten Hunde stark übergebogen, grade über den Kopf. Dieser taumelt für Schreck vom Pferde und glaubt, vom dunkelroten Bischof überflossen, in seinem Blute zu liegen.

Der arme Knabe, den er im Reiten sich angeschnallt hatte, lag unter ihm und war wirklich in Gefahr zu ersticken.

Der alte *Rothbart* bemühte sich, seine Sielen, mit denen er an den Schubkarren fest war, loszumachen, um dem alten *Gulden* zu Hülfe zu eilen, war aber zu eilig darin und fiel die Länge lang, mit den Füßen unter dem Karren.

Kallax war indessen beschäftigt, seinen Strick, den er nicht zerreißen konnte, abzubeißen.

Nun kamen die Bedienten des *Herrn von Kallax* mit Flinten ohne Läufe, Degen, deren Klingen fest in ihren Scheiden waren, Ofengabeln und Ochsenziemern zusammen und wollten über die Zigeunerbande, wie sie schrien, herfallen. Sie fanden aber das Feld schon geräumt.

Rothbart indessen, der sich nicht wie *Gulden* tot glaubte, sahe die feindliche Armee anrücken und wandte von neuem alle seine Kräfte an, auf die Beine zu kommen. Nun waren aber die Hindernisse doppelt. Vorne die Sielen wie vorher und hinten eine Flintenkolbe und ein Degengefäß, die sich beide um seinen Rücken zu streiten schienen. Diese verdoppelten stets ihre Stärke und Schnelligkeit, da der alte *Rothbart* unaufhörlich rief: »*Kallax, alter Kallax, du alter Racker, alte Bestie*«, in der Absicht, den Hund zur Hülfe zu rufen, der immer noch bemüht war, sich loszumachen.

Der Küchenjunge mit der Ofengabel und der Hundejunge mit dem Ochsenziemer fielen indes den alten Gulden an, der wie tot neben seinen Schecken lag und den Mund und die Augen fest zugekniffen hatte, damit ihm nicht sein eigen Blut oder vielmehr der Bischof ins Maul laufen möchte. Er hielt auch fünf Schläge mit der Ofengabel und sieben mit dem Ochsenziemer aus, ehe er den Mund und die festgeschloßnen Augen auftat. Endlich aber erhob er ein fürchterlich Gebrüll und wälzte sich auf die andre Seite, wodurch denn der arme Knabe Luft bekam und sich hervorzog.

Unterdessen war der Hund losgekommen und lief nun heulend und schmeichelnd zu den Bedienten, von den Bedienten wieder zum alten *Gulden*, dann wieder zu den Bedienten und wieder zum alten *Rothbart*.

Der Küchenjunge und der Hundejunge, die gewahr wurden, daß sich der alte *Rothbart* bemühte, wiewohl vergeblich, den alten Kallax auf die Bedienten zu hetzen, fielen nun über den Hund her, den sie nicht erkannten.

Dadurch gewann der alte *Gulden* Zeit, sich aufzuraffen und sich nach seinem Kapital und Zinsen umzusehen.

Der Knabe hatte weinend das Knie des Küchenjungen umfaßt und bat flehentlich für den armen alten Kallax. Dieser Anblick rührte den alten *Herrn von Kallax* am Fenster, der von oben herab die Schlacht kommandierte, gleich dem feurigen Admiral einer Flotte, der auf die Spitze des Hauptmastes gestiegen, um von da die Lage der Sachen genauer zu erkennen, und von oben herab seine Befehle hinabdonnert.

Durch den Anblick des Knaben gerührt, gab er Befehl zu einen Waffenstillstand, hieß die Gefangnen und rühmlichst Überwundnen vor sich führen und schrie von oben herab: *»All die mordialische Blitz-Hagel-Wirtschaft mit herauf; alt und jung, Esel und Hund, auch der Sapperments-Kuckkasten und die ganze tausend elementarische Wirtschaft!«*

Nun denke man sich den alten *Gulden*, wie sein weißes flanellnes Kamisol und die weiß und schwarz gesprenkelte Pelzkappe, von dem purpurroten Bischof überströmt, mit sehr mannigfaltigen Sinnbildern und Karikaturfiguren geziert war; wie er, dessen klägliches Gesicht auch von Bischof überströmt, blutige Tränen zu weinen schien, nun gezwungen wurde, sich auf den Schecken zu setzen und so die steile Treppe hinaufzureiten. Nichts anders hätte ihn auf dem Pferde erhalten können als der Ochsenziemer zur Rechten und die Ofengabel zur Linken, denn mit jedem Fehltritt des Pferdes glaubte er sein

Grab zu erblicken. Um das Maß seiner Angst vollzumachen, amüsierte noch der achtjährige Junker des Hauses den Schekken von hinten mit einer Spießrute.

Unser guter Knabe wurde auf den alten Hund gesetzt und so die Treppe heraufgezogen. Mit Gehen konnte der Hund nicht so recht vorwärtskommen, da sich der sechsjährige Junker und das fünfjährige Fräulein des Hauses an den Schwanz des Hundes angehangen hatten und sich so mit fortziehen ließen.

Den alten *Rothbart*, dem die Flintenkolbe mit Öl und Pulver Sonne, Mond und Sterne auf seinen weißen Schafpelz gemalt, den hatten sie den schweren Bretterkasten auf dem Kopf gesetzt, und so mußte er sich die Treppe hinanarbeiten. Was ihn sehr oft straucheln machte, war, daß sich der vierjährige und dreijährige Junker und das zweijährige Fräulein des Hauses unter seinen langen Schafspelz versteckt hatten, ihm da das Brot und die Käse aus der Tasche mausten und unter dem Pelze zu verzehren begannen, bis sie von der Flintenkolbe und dem Degengefäße, die noch immer die Oberdirektion über den *Rothbart* führten, gelegentlich zwischen *Rothbarts* Beinen hervorgetrieben wurden.

Den Zug beschloß der Hofmeister der jungen Herrschaft, der eben aus dem Stalle kam, wo er des ältesten, vierzehnjährigen Junkers Grauschimmel hatte striegeln und kartätschen müssen, weil der Junker selbst durch eine ritterliche Übung, die ihm sein gnädiger Papa auf dem großen Saal vornehmen ließ, davon abgehalten worden. Neben ihm, wiewohl einen halben Schritt zurück, ging das erhitzte älteste, sechzehnjährige Fräulein des Hauses, die seit der Zeit, daß der Herr Hofmeister mit dem ältesten Junker abwechselnd die Reitpferde striegelten, ganz besondern Wohlgeruch am Pferdemist fand und deshalb oft den dunkeln Stall besuchte. Der gnädige Papa freute sich des hochadlich ritterlichen Geblüts in ihren Adern herzinniglich.

Nun sind sie oben. Die Saaltüre geht auf. Am äußersten Ende sitzt der alte podagrische Herr *von Kallax*, erhebt sich mit dem halben Gesäße und ruft, so weit vorgebogen, als er kann, dem Zuge entgegen: »*Aber ihr tausend mordialische Höllenhunde – hahahaha! – potz Element, der Kerl sieht aus* . . .«, und nun konnte er für baucherschütterndes Lachen nicht weiter. Der älteste Junker, der von drei verordneten Strafstunden erst zwei auf dem hölzernen Esel in der Ecke des Saals geritten, vergaß die Strenge seines gnädigen Papas und entsprang dem geduldigen Esel. Die gnädige Frau Mama, die eben in der Küche beschäftigt war, ihr schwarzbraunes Gesicht mit saurer Molken zu waschen, um es für Sommerflecken zu bewahren, vergaß, sich abzutrocknen, stürzte mit dem weißen Milchgesichte in den Saal und sprengte ihren Schnürband mit ausgelassenem Lachen.

Der alte *Gulden*, der sich gerne verantworten wollte, konnte sich auf keine Weise dem alten *Herrn von Kallax* nähern; vom Pferde ließen ihn seine bewaffneten Wächter nicht, und den Schecken konnt' er auf keine Weise weiter vorwärtsbringen. Dieses sein ängstliches Schweben und Streben verdoppelte das allgemeine Gelächter. Nicht des alten *Gulden* Flehen, nicht des *Rothbarts* Fluchen, nicht des Knaben Weinen, nicht des Hundes Heulen drang bis zu den Ohren des Herrn *von Kallax*, alles wurde von dem schrecklichen, glasschmetternden Gelächter erstickt.

Kaum hatte aber der alte Herr *von Kallax* wieder etwas Luft geschöpft, so schrie er, vorher dreimal mit der Parforcepeitsche auf den großen Tisch schlagend, durch all den Lärmen durch: »*Lustig, ihr Sapperments-Hunde, lustig den Kuckkasten ausgepackt, all eure Schnurrpfeifereien heraus, alle eure tausendelementarische Hokuspokus aufgewichst!*«

Gulden und *Rothbarts* Protestation, daß sie keine Taschenspieler oder Marionettenspieler wären, daß in dem Kasten

solche künstliche Sachen nicht enthalten wären, wurden nicht angehört, der Alte schrie nur immer: *»Rührt euch, ihr Hunde, oder ich rühre mich!«* Auf dieses allen Sinnen im Hause fürchterliche Machtwort fielen die Bedienten über den Kasten her und schlugen ihn voneinander. Da lag nun die ganze bunte Wirtschaft vom Federhut bis zum Stiefelknecht, dabei zwei Geigen und eine Menge Noten.

»Musikanten sind's, Euer hochwohlgebornen Gnaden«, rief ein Bedienter. *»Musikanten? Potz Element, die Kerls kommen ja wie gerufen, als wenn sie der Erzengel Gabriel aus einer Pistole vom Himmel herabgeschossen hätte. Hans, lauf du gleich zu dem Musikantengeschmeiß in der Schenke, sie dürften auf morgen keine Musikanten kommen lassen, wir hätten schon welche aufgegriffen. Lustig, eins aufgewichst, du alte versoffene Pelzkappe!«*

Gulden sprach von reisenden Virtuosen, von Königen und Kaiser – aber in den Wind. *»Aufgewichst, lustig aufgewichst!«* schrie der alte Herr *von Kallax* ohne Unterlaß. Endlich erhielten sie denn doch die Erlaubnis, sich erst zu reinigen und in klangbaren Stand zu setzen. Nun zog der ganze Zug nach der Küchenstube, da klärte sich dann das ganze Mißverständnis mit dem Hunde bald auf, und die unverdienten Prügel wurden ihnen mit Bier und Branntwein und mancherlei Speisen reichlich ersetzt. Auch wurden sie mit dem Herrn *von Kallax* einig, zu seinem morgenden Geburtstage dazubleiben und einer Gesellschaft Dorfkomödianten, die zur morgenden Feier verschrieben waren, mit ihren Instrumenten behülflich zu sein.

Der alte *Gulden* hielt es für schicklich, dem Direktor der Komödianten seine Aufwartung zu machen, und da der Knabe, der noch nie eine Komödie gesehn, gehört hatte, es würde den Abend in der Schenke eine Vorstellung gegeben, bat er den Vater, ihn mitzunehmen. Sie setzten sich alsobald ins

Zeug und gingen im völligen Staate nach der Schenke hin. *Rothbart* erschien hier zum ersten Male in seiner Livree: ein alter brauner Rock mit steifen Schößen und kleinen zinnernen Knöpfen bis unten herunter, gezeichnet mit großen feuerroten Aufschlägen und einem sechseckigten Kragen, aus des alten *Gulden* ältesten plüschnen Hosen geschnitten, dazu ein weiß kanevasnes Kamisol mit großen roten Blumen; grüne Zeughosen mit goldnen Kniegürteln und blaue wollne Strümpfe. An dem großen Hut ein kleiner goldner Knopf und eine siebenfache breite schwarze Schleife von einem alten Haarbeutel. So wadete er durch den tiefen Sand nach der Schenke voraus, um seine Herrschaft anzumelden. Der alte *Gulden* hatte den Knaben, welcher im Sande nicht fortkommen konnte, unter dem rechten Arme.

Der Direktor stand in dem großen Tore der Schenke und füllte es. Er war zum Direktor einer solchen Gesellschaft geboren. Ein großer, starker Mann, gut gespalten, wadenreich, schenkelfest, mit einem ansehnlichen Bauche versehen; wenn er bei hoher Leidenschaft daraufpaukte, so fuhren alle Weiber zusammen und nahmen's für Pistolenschüsse. Auch hatte er einen breiten Rücken, auf dem Hanswursts Pritsche oft wie eine Rübe zersprang, breite Schultern, starke Arme und Hände. Wenn er sie beide zugleich erhob, so pfiff die Luft um ihn; und wenn er seinen heroischen Schneller mit dem rechten Absatze machte, erbebte die Erde unter ihm. Dabei ein starkes, volles, schwarzbraunes Gesicht, worin auch der Kurzsichtigste auf hundert Schritte Maul, Nas' und Ohren wohl voneinander unterschied; eine Stimme! – tote Ochsen zu erwecken; ein paar Augen! – in beständigem Kreislaufe irrten sie; man hätte glauben sollen, er sähe *mit einem Blick* das ganze Firmament über sich, alles feste Land vor sich, alles Wasser hinter sich und den Mittelpunkt der Erde unter sich. Er aß aber oft Fisch für Fleisch und Kartoffeln für Pasteten.

Schon wußt' er die ganze Mordgeschichte von des Herrn *von Kallax'* Hause; mit gravitätischer Gebärde aber nahm er die Anmeldung eines reisenden Virtuosen an und schritt zwei und einen halben Schritt dem alten *Gulden* entgegen. Dieser ließ vor Schreck seinen Sohn unter dem Arme weg fallen, da der Direktor seinen heroischen Schneller applizierte und seine fürchterliche Stimme erhob wie folget:

Direktor: Hrrrnhum! Es kann dem hochseligen Schatten des großen, allweit und allweltberühmten *Eurripidus* nicht gewaltiger Herz und Nieren für Freude erschüttern, wann er in den allweit und allweltberühmten –

Gulden (mit einem tiefen Bückling und Kratzfuß, daß der Absatz den Hintern berührte): Ei, ganz gehorsamster Diener!

Direktor (mit unverwandten starren Blick und fürchterlich einförmig hohlen Ton ungestört fortfahrend): Hrrrnhum! Wenn er in den allweit und allweltberühmten elysischen Wäldern seinen großen und allweit und allweltberühmten Nachfolger *Horrratius* begegnet, als es mich anjetzt in Herz und Nieren erfreut –

Gulden (wie oben): Ei, ganz gehorsamster Diener!

Direktor (wie oben): Hrrrnhum! Als es mich anjetzt in Herz und Nieren erfreut, einen solchen großen, allweit und allweltberühmten Mann – –

Gulden (wie oben): Ei, ganz gehorsamster Diener!

Direktor (wie oben): Einen solchen großen, allweit und allweltberühmten Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Wie ist Ihr Name? darf ich mich anders zu fragen erkühnen.

Gulden (wie oben): Ei, ganz gehorsamster Diener! Ich heiße *Michel Kasper Gulden*, und dies ist – ei, komm doch hervor, *Heinchen*, warum klemmst du dich so furchtsam an mich? – dies ist mein Sohn, der es an Geschicklichkeit und Stärke in der Violine gewiß allen andern Virtuosen zuvortut. Wenn

Sie hier eine Violine haben, soll er Ihnen gleich was vormachen.

Direktor: Ich ersuche indessen Dieselben, sich die Mühe zu nehmen, allhier in mein gegenwärtiges Losement gefälligst abzutreten und mir gütigst zu erkennen zu geben, womit ich die Ehre haben möchte, Denenselben aufwarten zu können. Es ist kein Musentempel – denn ach! o großer Jupiter! (hier pfiff die Luft um ihn) die Kunst geht jetzt nach Brot! Und auch der größte Mann (hier geschah ein pistolenähnlicher Bauchschlag, daß der alte *Gulden* zurückfuhr und der Knabe einen Schrei von sich gab), der größte Mann muß sich für zwei Groschen ohrfeigen lassen. Auch kann ich nicht mit Neckarrr und Ambrrrosius aufwarten, aber Bierrr und Brrranntwein (hier geschah ein heroischer Schneller, daß die Splittern von der Hausschwelle davonflogen), Bierrr und Brrranntwein sind hier so gut, wie es die gegenwärtige allgroße Hitze nur erlaubet, und steht Denenselben gar balde zu Diensten.

Gulden (wie oben): Ei, ganz gehorsamster Diener! Ein Glas Bier, wenn ich gehorsamst bitten darf, um den Herrn nicht zu verschmähen.

Nun traten sie in die Schenkstube, wo die ganze ehrbare Gesellschaft beisammen war. Hanswurst schnürte eben der im Hemde stehenden Kolombine das Schnürleib zu und amüsierte sie dabei mit nicht gar verblümten und nicht handlungslosen Schweinigeleien über die schwarze Perücke, die ihr zur ellenhohen Coiffüre diente; über ihre beiden vollen schwarzbraun angestrichenen Backen und über die blaugebissenen Lippen.

Der Direktor unterhielt indessen den alten *Gulden* mit den besondern hohen Verdiensten seiner Schauspieler, verglich sie mit hundert griechischen und römischen Schauspielern, deren Namen wohl noch in keines Menschen Ohr erschallt, und beschloß denn damit, daß das letzte Ziel seiner Wünsche und seines Bestrebens diese hohe unsterbliche Ehre sei, mit seiner

Gesellschaft nach Paris zu gehen, die im Schutt und Moder vergrabene Ehre der Deutschen zu retten und dann vor den Toren zu Paris – wie jener Besenbinder vor Hamburg – auszurufen: *He, Paris! hast du Geld und Verstand, hier ist Ware!*

Der alte *Gulden*, der von all dem nicht zehn Worte verstanden und so ganz gelassen dabei drei Krüge Bier ausgeleert, empfohl sich dann und wurde von dem Herrn Direktor für sein williges Ohr mit solchem Eifer umarmet, daß ihm die Luft ausging und ein schwarzer Schleier zwischen seinen Augen und der Sonne schwebte.

Kaum waren sie aus der Schenke, so ergriff der Knabe, der während der ganzen Szene keinen Laut von sich gegeben, sich fest an die Türe geklemmt und mit starren Augen den Direktor, den Hanswurst und die Kolombine angestaunt hatte, des Vaters Hand und sagte: *»Ei, Vater, das war auch man eine dumme Komödie.«* Der Vater begriff jetzt, warum der sonst so dreiste Junge so ängstlich getan, und versicherte ihm, es sei nur ein Besuch, aber keine Komödie gewesen.

Da sie nach dem Adelhofe zurückkamen, war's eben Essenszeit, und der alte Herr *von Kallax* hatte schon verordnet, daß *Gulden*, sein Sohn und *Rothbart* in der Küchenstube sollten gespeist und getränkt werden. *Gulden* aber erklärte gleich, daß er für seine Person mit seinem treuen Diener *Rothbart* sehr gern unten und lieber als an der hochadlichen Tafel essen wolle, seinen Sohn könne er aber so nicht erniedrigen lassen, der würde dadurch seine ganze Virtuosenreputation verlieren, der müßte oben an des gnädigen Herrn Tische essen. Der alte Herr *von Kallax* lachte über den tausendelementarischen Pfiff, wie er's nannte, und nahm den Jungen, der ihm so schon beim ersten Anblick wohlgefallen hatte, an seinen Tisch.

Der Knabe zeigte sehr bald seinen guten Ansatz zum Saufen, und es ward zur Lust beschlossen, ihn dick und voll sau-

fen zu lassen. Dabei erzählte der alte Herr *von Kallax*, zur Bewunderung des Herrn Hofmeisters und zur herrlichen, wiewohl verborgnen Freude seiner Junker und Fräuleins, wie er schon in seinem zehnten Jahre tapfer habe saufen können und beim Weine seine sechs Pfeifen Tabak rauchen. Auch hab' er da schon sehr gut gewußt, sich mit Mädchen zu behelfen. Um das Talent des Knaben auch hierin zu erforschen, wurde ein nettes, zwölfjähriges Mädchen hereingerufen, die die gnädige Fräuleins bediente, und dem Knaben wurde Freiheit gegeben, mit ihr zu schäkern, wie er wollte. Darin war er nun aber durch die Vorsorge seiner guten Mutter sehr unerfahren geblieben, und es kostete viel Mühe, ihn durch Hülfe des Herrn Hofmeisters dahin zu bringen, daß er sie küßte. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er den Mund eines Mädchens berührte; sein Gesicht glühte heller als der Burgunder in des Herrn *von Kallax*' Glase, seine Augen funkelten, er zitterte am ganzen Leibe, auch währt' es dann keine Viertelstunde, und er war so betrunken, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte.

So wurd' er zu seinem Vater hinuntergetragen, der den abscheulichen Anblick aber nicht mit ansehn konnte, denn er lag schon samt den alten *Rothbart* seit einer halben Stunde hinterm Ofen und wußte von seinen Sinnen nicht. Die Bedienten – wie jederzeit Affen ihrer Herren – hatten mit dem Alten unten ebendie Komödie gespielt. Doch war bei ihnen nur der erste Akt vorbei, der andre sollte angehen, sobald die dicke Liese mit dem Aufscheuern in der Küche fertig wäre, unterdessen, hofften sie, sollte der alte Gulden den halben Rausch abgeschlafen haben. Den Knaben legten sie indessen in der dicken Liese Bette zum Kopfende.

Ich übergehe die niedrige, abscheuliche Szene, die die Bedienten in der Nacht mit dem alten *Gulden* und der dicken Liese veranstalteten und ausführten, bis zu dem Augenblick,

da der arme Knabe erwachte und sich neben seinem in Schande und Laster versunkenen Vater liegen sahe. – Wehe dir, armer Knabe, deine Unschuld ist dahin! ist durch deinen eigenen Vater getötet! – – –

Ich will von dem festlichen Geburtstage des Herrn *von Kallax* weiter nichts berühren als die Komödie, die den Abend gespielt wurde, weil es das erste Schauspiel war, so unser Knabe sah. Es war eine komische Tragödie oder vielmehr ein rührendes heroisches Lustspiel. Die handelnden Personen waren: *der Kaiser, der Erbprinz, eine gefangene Prinzessin*, die sich am Hofe des Kaisers aufhielt, der *Hofmarschall* des Kaisers und der *Hanswurst*. Die Szene war im Walde, wo der Kaiser mit Kron und Szepter und die übrigen mit denen ihnen zukommenden Attributen spazierengingen.

Der Kaiser liebte die schöne Prinzessin, der Erbprinz auch, und nachdem sie einige Reden ausgestoßen über die kühle, gar lieblich blasende Luft, über den blümerantblauen und eierweißen Himmel, über die schweißtreibende und durstererweckende Sonne, über den allem Vieh wohltuenden Schatten, auch der Kaiser – den der Direktor aus Leibeskräften vorstellte – seinem Sohn einige Mark und Bein durchdringende Tyrannenblicke gegeben, dieser aber nichtsdestoweniger mit den glänzendsten Märzkaterblicken in die allerschönste aller Prinzessinnen hineingeblickt hatte, so verloren sich die Prinzessin, der Erbprinz und der Hofmarschall im dicken Gebüsche, und die beiden Zurückgebliebenen fanden, daß sie gemeinschaftlich entflohen waren.

Nun hielten der Kaiser und Hanswurst ihren Rat, wie sie sie fingen und straften. Es ward beschlossen, daß, wer wiederbekommen würde, sollte den Kopf verlieren. Hanswurst, der in ihrer gegenwärtigen Welt das einzige Geschöpf außer dem Kaiser war, mußte das Scharfrichteramt übernehmen, und es wurden ihm zehn Taler für jeden Kopf zugestanden.

Der erste, der sich finden ließ, war der Hofmarschall, er bekannte ohne viele Schwierigkeit, dem Prinzen in der Entführung der Prinzessin behülflich gewesen zu sein, und bewies mit großer Impertinenz aus dem Abc und Einmaleins und allen Regeln des Rechts und der Politik, daß er so hätte verfahren müssen, zweifelte schließlich gar nicht an der übergroßen Gnade des Kaisers, die ihm doch eigentlich auf die Beine geholfen und hinten ausschlagen gelernt hätte. Aber der Kaiser ergrimmte gar sehr, setzte die Luft gar mächtig in Bewegung, bearbeitete seinen Bauch gar grimmiglich, erschütterte die Erde gar fürchterlich und donnerte dem vor ihm stehenden schnaufenden und speichelleckenden und verschluckenden Sünder sein Todesurteil. Auch sollt' es gleich auf der Stelle vollzogen werden.

Da sank dem kleinen Held, der vorher patzig und beißig wie ein feiger Stallhund getan, der Mut, er fiel nieder auf die Knie und bekannte vor Gott und seinem Herrn seine Sünden, wie er von jeher ein feiger, hochmütiger, gotteslästerlicher und undankbarer Schurke gewesen, um von der Welt für etwas gehalten zu werden. Er wolle nun aber sein Leben bessern und statt des vielen Fleisches Kartoffeln fressen, statt des *Voltaire* den *Cubach* lesen. Da aber der Kaiser abermals ergrimmte, hub der Kniende mit gräßlichem Geheul an, ein geistlich Lied zu singen, worüber dann Hanswurst, der mit dem Wetzen seines Säbels beschäftigt war, so erschrak, daß er wohl zehn Schritt zurücksprang, denn er hielt es fürs Bellen eines aus dem Busch hervorspringenden Hundes. Auf den Wink des Kaisers springt er aber wieder vor und will auf den Kopf des knienden Hofmarschalls zuschlagen, indem erscheint aber der Prinz und ruft: »*Bitte mit der Exekution nicht so gar schleunig zu verfahren, denn wenn dieser mein treuer Gefährte stirbt, so sterb ich auch.*«

Großer Kampf des Kaisers, der sich in heftigen Bauch-

schmerzen und würgendem Halsweh gar deutlich äußert: sein einziger Sohn! sein Thronfolger! – aber auch sein Nebenbuhler, ein bereits Verurteilter. – »*Wohl, er fahre dahin!*« Der Prinz kniet zur Linken des Hofmarschalls; der Hofmarschall weiß aber ebensogut zu sterben, als er zu leben wußte, und komplimentiert ihn auf den Knien zur rechten Hand. Er beteuerte dabei, solang' er sein Amt verwaltete, es nie gelitten zu haben, daß ein Adlicher zur Linken eines Bürgerlichen vor Gott gestanden hätte, sich auch selbst nie der Sünde teilhaftig gemacht, zur Linken eines Bürgerlichen ein *Vaterunser* zu beten, und sollte itzt noch am Rande des Grabes den Greuel sehen, daß ein Prinz zu seiner Linken stände. »Nein, bei Gott nicht!« rief er aus und rutschte auf den Knien zur linken Hand hin.

Hanswurst wetzt wieder sein Schwert, will nach Standesgebühr beim Prinzen anfangen, da erscheint aber die Prinzessin mit jämmerlichen Geschrei: »*Auweh, herrjemine, wann dieser stirbt, so sterb' ich auch!*«, und so wirft sie sich neben dem Prinzen. Der Hofmarschall will zuspringen, sein Schnupftuch unterzuspreiten, wird aber durch einen scharfrichterlichen Kopfschlag des Hanswursts in Positur erhalten. Hanswurst, der nun die Liebe und Reue des Kaisers fürchtet und doch nicht gerne dreißig Taler verlieren will, wetzt schneller sein Schwert und will schon auf die Prinzessin losschlagen; allein der Kaiser stößt ihn zurück, sticht den Szepter in die Erde, nimmt die Krone ab und setzt sie auf den Szepter, kniet neben der Prinzessin nieder und sagt, mit Augen des sterbenden, abgestochenen Kalbes sie anblickend: »*Nein, wann diese stirbt, so sterb' ich auch.*«

Hanswurst: »Juchhei, gar volle vierzig Taler! Nun lustig zu Werke! – Aber Narre, wenn der da stirbt (auf den Kaiser zeigend), wer bezahlt mich dann? ––––« (Er sticht seinen Säbel neben dem Szepter in die Erde, setzt seinen runden Hut

drauf, kniet neben dem Kaiser nieder und sagt seufzend:) *»Nein, wenn dieser stirbt, so sterb' ich auch!«* – Die Schauspieler verneigten sich auf den Knien, und der Vorhang fällt zu. Ende des Trauerspiels.

Nach dem Trauerspiele produzierte sich unser Knabe mit seiner Geige und zeigte in einem Solo alle seine Tausendkünste und Hexereien. Das letzte Stück war eine Menuett mit unzähligen Variationen, die eine Nachahmung aller itzt gebräuchlichen musikalischen Instrumente, nur nicht der Singstimme enthielt und der Sprache und Zeichen aller Tiere auf dem Felde, nur nicht die Sprache menschlicher Empfindungen und Leidenschaften. Bald hörte man eine kleine Kinderpfeife, bald eine Querpfeife, bald eine Rohrflöte, bald einen Dudelsack, bald die Kniegeige, bald ein Paar Waldhörner, bald Trompeten und hundert andre Dinge mehr, nur keine Geige; bald hörte man wieder das Geschrei des Esels, des krähenden Hahns, das Mauen der Katze, das Wiehern des Pferdes und tausend naturmalende Töne, nur keinen Ton der Liebe.

Aber dem alten Herrn *von Kallax* und übrigen Anwesenden durchdrang es Mark und Bein, wohl hundertmal vergaß er sein Podagra, wollte aufspringen und *›die kleine Schlagblitzkröte für Liebe zu Quark drücken‹*. Allgemein wurde der Knabe am Ende des Stücks beklatscht und beküßt. Selbst die alte gnädige Frau, die erst beim letzten Bogenstrich in den Saal trat, konnte sich an den runden roten Backen des Knabens nicht satt küssen.

Darauf folgte der Gesang von denen gnädigen Fräulein des Hauses. Sie hatten im Hintergrunde des Theaters das Bildnis ihres Vaters hingehangen, worauf er äußerst martialisch und eisenfresserisch als Husarenrittmeister gemalt war, und da der Vorhang aufgezogen wurde, standen die Kinder unter dem Bilde und sangen mit gräßlichen Stimmen, das

Bild mit wohleingebleuter Zärtlichkeit anblickend, das bekannte Lied:

O schönstes Angesicht
Voll himmlisch hoher Zier,
Laß deiner Sternen Licht
Inbrünstig strahlen mir usw.

Darauf wurde unser Knabe, den man erst auf der Erde stehend zuwenig hatte sehen können, auf einen Tisch gestellt, und so spielte er, *›das tausendelementarische Blitzhagel-Ding‹*, wie es der Alte nannte, noch einmal. Alles wollte für Freuden aus der Haut fahren, und der alte *Kallax* schwur bei allen Teufeln und allen Heiligen, der Junge sollte heute abend seine letzte Bouteille Champagner haben.

Tages darauf setzten unsre Reisende ihren Weg fort und zogen auf Anraten des Herrn *von Kallax* gen *Danzig* hin, um da den großen Jahrmarkt mitzunehmen. Zwei Stunden vor Danzig war's, wo sie in einem kleinen, von der Heerstraße abgelegenen Dorfe am vierten Tage ihrer Wanderschaft Mittag halten wollten und, da alles auf'm Felde war, nichts als trocknes Brot und saures Bier bekommen konnten. Des grämte sich der alte *Gulden* so herzlich, daß die hellen Tränen über die fluchenden Lippen flossen.

Da er so voll verzweifelnden Hungers, auf beiden Armen gestützt, am Fenster steht, die Nase gegen die Fensterscheibe gequetscht, mit den obern Zähnen übers Glas hinfahrend, sieht er auf einmal aus dem gegenüberstehenden Pfarrhause ein altes, hageres Weib herausschreien: »*Wer Lost hätt to äten und to drinken, dei komm her.*«

Gulden fuhr mit dem Kopf gegen die Fensterscheiben, daß zwei Scheiben sprangen, als wollt' er gerade durchs Fenster ins Pfarrhaus hinein; besann sich dann aber wieder, raffte seinen Knaben zusammen, schrie nach dem alten *Rothbart*,

der unterm Schecken krumm lag, und so stürzten sie nach dem Pfarrhause. Gulden konnte sich nicht enthalten, auf'm Wege überlaut auszurufen: *»Das ist doch wahr und wahrhaftig wahr: Wer noch Menschenliebe und Freigebigkeit in der Welt finden will, der such' sie bei den Geistlichen.«*

Nun muß ich meinen Lesern mit dem Pfarrer und des Pfarrhauses Geschichte dieses Tages bekannt machen. Der Pfarrer dieses Dorfs war ehedem in *Danzig* Kinderlehrer, hatte da unter den reichen Bürgern der Stadt täglich Freitische gehabt und so seinen Leib an Fleisch und Wein gewöhnt. Er hatte zu den Geburtstagen, Namenstagen, Hochzeit-, Tauf- und Sterbetagen seiner Speisepatrone und ihrer ganzen Familie jederzeit gereimte Verse gemacht, und das erwarb ihm dann ein Ämtchen. Die Pfarre war aber klein und warf nicht täglich Fleisch und Wein ab, deshalb richtete der Pfarrer seine Diät so ein, daß er täglich bei guter Zeit nach *Danzig* ging und sich da bei einem seiner ehemaligen Speisepatrone den Tag wohlschmecken ließ.

Er hatte die gute Gabe, kleine Historchen sehr weitläufig zu erzählen, und wußte es immer so zu machen, daß jede Periode seiner Rede mit dem Titel des Hausherrn, als: *›strenge Herrlichkeit, namhafte Weisheit, gestrenger Herr, hochgeehrter Herr‹* u. dgl. anfing und schloß. Das gefiel den guten Leutchen, und sie gaben ihm da zu löffeln und zu bechern, daß er voll wurde.

Für Anstrengung seines Kopfs hatte er sich immer sorgfältig gehütet, er konnte also etwas vertragen und fand jeden Abend richtig den Weg nach seinem Dorfe. Beim Abschied pflegte er dann immer tiefgebückt und mit halber weinerlicher Stimme zu sagen: *»Wann werden dann Eure strenge Herrlichkeiten einmal ihren unwürdigen Diener die hohe Ehre erzeigen, ihn in seiner schlechten Pfarretei zu besuchen und sich da gefallen lassen, was der Herr gibt?«* Jeder wußte

aber, daß er ihn nie zu Hause fand, und ließ sich also die Lust, zu ihm hinauszufahren, nicht anfechten.

Des Sonntags war er indessen doch der Predigt wegen gezwungen, zu Hause zu bleiben, den hatte er aber Gott zu Ehren zu einem Fasttage und seinem Magen zur Reinigung, zu einer gelinden Purganz bestimmt. Seine ganze Haushaltung bestand daher auch nur aus einem alten, hagern Weibe, die nun schon funfzehn Jahre bei ihm von Gebet und kalter Küche lebte; sonntags kochte sie sich denn doch den dicken Kaffee auf, von dem der Pfarrer die Woche über getrunken. Da war denn auch Rauch in des Pfarrers Schornsteine.

Nun waren aber zwei Kaufleute aus Danzig, die die lustige Lebensart des Pfarrers kannten, auf den Einfall gekommen, ihn einmal so früh zu überraschen, daß sie ihn notwendig noch zu Hause finden mußten. Um aber doch für den Schreck, den sie dem Pfarrer abjagen wollten, nicht selbst in Hungersnot zu geraten, nahmen sie mit sich, was auf einen Tag für sie und ihren Bedienten und Kutscher zur Leibesnahrung und Notdurft gehörte, als da sind: ein gebratenes Kalbsviertel, eine kalte Pastete, einen westfälischen Schinken, ein Stück Hamburger geräuchert Pökelfleisch, ein Paar geräucherte Ochsenzungen, zwei braunschweigische Mettwürste, einen ansehnlichen Vorrat an Butter und holländischen, englischen und limburger Käse, eine Mandeltorte, drei schwarze Brote, zwölf weiße; sechs Bouteillen Rheinwein, sechs Bouteillen roten Wein, sechs Bouteillen englisch Bier, ein Fläschchen Ratafia, aufs fette Essen zu setzen, ein Fläschchen Goldwasser für die böse Morgenluft und Pomeranzenessenz für die böse Abendluft; daneben hinlänglichen Vorrat an Kaffee und Zucker, kleine Zwiebäcken und Kringeln und dergleichen mehr.

So fuhren sie mit Aufgang der Sonne aus der Stadt dem Dorfe zu. Auf'm Felde begegnen sie noch einen Bekannten,

der ein sehr lustiger, spaßhafter Mann ist, der da mit der Flinte nach Vögeln ausgeht; den bereden sie, trotz seines natürlichen Abscheues für die leere Speisekammer und den leeren Keller des Pfarrers, mitzufahren und sich für heute mit ihrem geringen Mundvorrat begnügen zu lassen. Er steigt ein, und nun geht's im gestreckten Trab gerade aufs Dorf zu.

Gleich, wenn man ins Dorf kömmt, fährt man um die Ecke der Kirchhofmauer herum und so in gerader Linie aufs Pfarrhaus zu. Das Haus hat in seiner Mitte die Türe nach dem Kirchhofe und eine ihr gegenüberstehende nach dem Garten hintenhinaus. Beide Türen standen offen, so daß man gerade durchs Haus den schmalen Garten lang sah. Der Pfarrer, eben im Begriff, seine Perücke aufzusetzen, wird die Antrabenden gewahr, schlägt seinen engen Schlafrock um die Beine und so, hast du nicht gesehn, in gestreckten Galopp zur Hintertür hinaus, den Garten lang und am Ende des Gartens in ein kleines bretternes Häuschen hinein, dessen er sich täglich, aus Danzig kommend, zu bedienen pflegte, die Türklinke und Riegel hinter sich zu.

Diesen Lauf des Pfarrers hatte im Wagen niemand als der lustige Mann bemerkt, den die Aufmerksamkeit auf die singende Vögel, die er leider im Fahren nicht schießen konnte, wach erhalten; die andern beiden Herren waren der vor ihnen aufgehenden Sonne wegen gezwungen, die Augen zuzumachen, und so allmählich eingeschlafen. Jener behielt's auch für sich. Beim Stillhalten des Wagens erwachen sie, steigen aus und stoßen gleich an der Türe auf die alte, hagere, für Hunger und Angst zähnklappernde Hausmagd.

Magd: Ach du mein allerschönstes Herr Jemecke, wie ward seck dei lewe Herr Pfarrer schwahr ärgern! Es ock man den lichten Oogenblick wechgegangen; weeren Sei doch man en kleen bäten freeger gekamen!

Kaufmann A. (fünf Fuß hoch, vier Fuß breit, kurzgespal-

ten, sachte vor sich her schreitend, die rechte Hand auf'm Stockknopf, einen schlafenden Mops vorstellend, die linke ausgespreutet auf'm Bauch, den Kopf fest in den Nacken gepreßt, die lange Nase mit Gewalt vorausgeschickt, die großen runden Augen starr vor sich, den Mund saugend und schlurfend hin und her bewegt –): Na, na, – er wird ja wohl – bald – wiederkommen.

Magd: Ojemine, nee! Hei het hiede gahr schlach schwahr föhl to done enr Stadt.

Kaufmann B. (dem ersten an Gestalt ziemlich ähnlich bis auf die kleinen länglichen Augen, gequetschter, tief eingedrückten Nase und die weit hervorragenden, von Zahnfleisch entblößten Zähne): Ei ja, da helft nun keine Herzmutter; nun sind wir einmal da, nun wollen wir auch dableiben.

Magd: Ach du mein allerschönster Herr Jemecke, wenn man nich dei lewe Herr Pfarrer alle, alle Schlätels metgenahme häd; es ock nich een Kruhmen to äten onn to drinken buten. Alles verschlahten, alles verschlahten!

Kaufmann A.: Na, na, laßt das man gut sein, Mutterchen, davor haben wir dann schon, im Fall der Not, da Gott für sei, gesorgt. Johann! he, Johann! Hört denn die Schlafmütze nicht? Johann! Ha – ha – ha! – Da kömmt 'r hergewatschelt – die dicke Sau! – wie er aussieht! – sicher is der Mehlsack im Schlaf von Wagen gerollt! – Ja, reib du dir man die Augen, – du Schlafmütze du, – sogar im Fahren schläft der – – – Hrm! – (in sich blickend) Na, pack du man ab unsern kleinen Mundvorrat und bring' ihn man immer so sachte herein: es ist mir so schon ganz quablich ums Herz.

Magd (den langen Hals vorstreckend, die roten Augen gierig aufreißend und starr in den Wagen kuckend, beide Hände vor sich ausspreutend, in sich): Ei, ei! (Der Kalbsbraten kömmt hervor. Etwas lauter) O herrje! (Der Schinken. Laut) I, i, herrjemine! (Die Pastete. Etwas höher mit schwerem

Atem) Ach du mein allerschönster Herr Jemecke! (Die Mandeltorte. Noch höher) Dat di! ... (Der Bouteillenkorb. Recht hoch und aus voller Brust) Dat di de Schlach onn de Schwollst ...

Johann: Na, Mutter, na, so greift doch mit an!

Magd (starr auf der Stelle bleibend, mit kurzem Atem, immer höher, zuletzt fast jauchzend): Oje ja, ja, ja, ja!

Kaufmann C. (ein kleiner, trockner, windspielricher Mann, mit einer feinen, durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Hat sich bis itzt im Garten umgesehen): He, Mutter, gebt einmal 'n Tisch raus und 'n paar Stühle; nur hierher in 'n Garten. Wo ist's denn hier wohl am besten? Schatten gibt's eben nicht viel; he, hier, hier vor dem Häuschen, 'n hübscher grüner Grasplatz, so, hierher, Mutter, hierher! (Der Tisch und die Stühle werden gerade vor die Türe des Häuschens gesetzt, in welchem der Pfarrer verschlossen Angstschweiß schwitzt.)

Kaufmann A.: Gib 'nmal den Ratafia, Johann.

Kaufmann B.: Mir doch lieber ein Schnäpschen Goldwasser. Was geliebt denn Ihnen, mein wertester Herr C.? Ist auch noch Pomeranzenessenz da.

Kaufmann C.: Meinetwegen davon: daß doch alles drankömmt.

Kaufmann B.: Ei, ei, wir können uns schon Zeit lassen. Unser Herr Pfarrer wird so wohl erst in der Kühlung kommen.

Kaufmann C.: Potz Stern! das ist ein ganz exzellenter Likör; da wünscht' ich wohl unserm guten Pfarrer ein Gläschen, für seinen schwachen Magen.

Kaufmann A.: Schwachen Magen? Proste Mahlzeit, der nimmt's mit uns allen auf. Sie sollten ihn einmal bei mir fressen sehn, das ist seinen baren Speziestaler wert, den Bauchpfaffen fressen zu sehen. Und zechen kann er, potz Velten,

das geht noch über unsern Ratsmusikanten Jobsen; und den kennen Sie doch? Na, wo bleibt denn das Essen?

Kaufmann B.: Berühr dich mal, Johann.

Ich mag die Szene nicht weiter ausmalen; man denke sich aber den hungrigen, gierigen, gefräßigen, gesöffigen Pfarrer bei Hundstagshitze in dem engen Häuschen versperrt und die Essenden und Trinkenden laut vor dem Häuschen, wie der lustige Mann, den Pfarrer immer mehr zu martern, alles Essen und Getränke so herrlich findet, wie er es noch in seinem ganzen Leben nicht genossen: Der Kalbsbraten, das ist ein wahrhaftes gemästetes Milchkalb, das Messer verliert sich im Fett; die Pastete ist das NONPLUSULTRA der edlen Kochkunst; der Schinken muß vorher, eh er geräuchert worden, in Burgunder gesotten sein, so pikant und zart; die Wurst und Zunge müssen im Rauche von Zedernholz und Aloe gehangen haben, es ist ein gewisses Etwas dran, was sich gar nicht ausdrücken läßt, das wahrhafte JENE SAIS QUOI der Franzosen; die Mandeltorte zergeht auf der Zunge. Der Wein übertrifft nun gar allen Ausdruck, da hört man nur schmecken, lecken, schlurfen, schmatzen, saugen, ächzen, lechzen, jauchzen –

Auch trinkt der lustige Mann den andern brav zu, damit nichts übrigbleibe. Nach vier Stunden langer Zehrung aber ist alles voll bis an den Hals: Herr und Diener und Magd sitzen fest auf ihren Stühlen und keuchen. C. will aber durchaus nicht, daß die noch ganz ansehnlichen Überbleibsel in den Rachen des lüsternen Pfarrers kommen sollten, und schickte die Magd aus, alles, was essen will, zusammenzurufen. Dies war nun der freudige Ruf, der unsern alten *Gulden* aus seiner Verzweiflung und den alten *Rothbart* aus seiner philosophischen Lage riß: Sie waren die einzigen, die dem Rufe folgten, denn die Einwohner des Dorfs führten ihren Herrn Pfarrer zu sehr im Herzen, als daß die Versuchung etwas über sie vermocht hätte.

Mit ungestümer Begierde fielen *Gulden* Vater und Sohn, *Rothbart* und der in Leid und Freud getreue *Kallax* über die Brosamen von des Herrn Tische her und hatten sehr bald alles bis auf die Knochen verzehrt. Unterdessen diese sich ihrer Freßbegierde überlassen, sinnen die Herren A., B., C. *auf irgendeine angenehme Verlustierung*. Dies und jenes war schon vorgeschlagen, aber der zu starken Bewegung wegen wieder verworfen. Endlich:

Kaufmann C.: Nach'm Ziel wollen wir schießen.

Kaufmann A.: Topp! Wo ist die Flinte und Schrot?

Kaufmann C.: Kreide, Mutter, Kreide!

Kaufmann B.: Recht so, recht so. (Nimmt die Flinte und ladet.)

Kaufmann C.: Wo ist denn nun hier das beste Ziel zu nehmen?

Magd (mit Kreide): Hier, hochgeehrter gestrenger Herr, hier es Kried.

Kaufmann C. (einen großen Zirkel an der Türe des Häuschens, worinnen der Pfarrer sitzt, malend): Hier geht's wohl zum besten.

Kaufmann A.: Ei freilich, freilich. Paff! (er schießt.)

Magd (die Augen starr aufs Häuschen gerichtet): Ach herrjemine, herrjemine!

Kaufmann B. (von neuem ladend): Was will die alte Hexe?

Magd (die Hände ringend): Ach herrje, herrje, unser lewer, trutster Herr Pfarrer!

Kaufmann B. (schießt): Paff! Das soll dem alten Bretterkasten nichts schaden. Nun, Herr C., treffen Sie besser: Ein Schelm macht's besser, als er's kann. Wollen doch sehen, wie's mit der Junggesellenschaft steht!

Pfarrer (der sich solange in die Ecke des Häuschens geklemmt, nun aber nicht länger sein Leben oder doch seine Lenden in Gefahr sehen kann, springt, sich die Augen rei-

bend, heraus, da C. eben im Anschlage ist): Verzeihen die hochgeehrten gestrengen Herren, ich weiß nicht, wie mir geschehen! Hab' ich geschlafen? Haben mich Schüsse geweckt? Hat Gott Wunder an mir getan?

Man denke sich nun das ausgelassene Gelächter, nachdem die Herren A. und B. durch Herrn C. aus ihrem fetten Erstaunen geweckt waren. Unser Knabe, der gleich bei Erblikkung der großen Perücke auf den Pfarrer zugelaufen war, um ihm die Hand zu küssen, von diesem aber in der Angst seiner Seele nicht bemerkt worden, war der einzige, der nicht aus vollem Halse lachte; er stand mit offnem Munde da, sahe die andern alle abwechselnd an und lachte so mit, weil sie alle ohn Aufhören lachten.

Nun erzählte C. in Gegenwart des Pfarrers die ganze Geschichte und nötigte diesem manches heilige, bemitleidende, christlich-duldende und verzeihende Lächeln ab; wie's aber daran kam, daß er die anwesenden noch nachkäuenden Gäste habe zusammenrufen lassen, damit auch kein Bissen für den Herrn Pfarrer übrigbliebe, trat diesem das Blut mächtiglich zu Kopfe, und er begann den ganzen Spaß übelnehmen zu wollen; wurde aber bald wieder besänftigt und getröstet, da man ihm versprach, ihn sogleich mit nach der Stadt zu nehmen und recht hoch zu traktieren. Herr C. sollte den Abend dabei sein und den Frauen und Kindern des Hauses die Geschichte des heutigen Tages zum besten geben. Der Pfarrer gab seine christliche Einwilligung dazu, kleidete sich an und fuhr mit nach *Danzig*.

Gulden zog mit seiner Gesellschaft gesättigt und überaus lustig ab. Der Knab' aber konnte lange nicht aus seinem Erstaunen kommen, wie man einen Pfarrer, den ihn seine Mutter immer als einen heiligen Mann Gottes vorgestellt, so zum Narren haben könnte. *Rothbart*, der erst gar nicht so recht an den Ruf aus des Pfarrers Hause hatte glauben wollen, konnte

sich nicht enthalten, überlaut auszurufen: *»Potz Pfaff und der Teufel! Unter hundert auch kaum einer, der's redlich meint und darnach tut!«*

Man denke sich's, was dabei im Herzen des Knaben vorging: mit was für Augen er die Geistlichen nun anfing anzusehen.

Den Nachmittag wollten sie noch ein Kloster ohnweit *Danzig* erreichen, wohin sie von dem Direktor der vorerwähnten Komödiantenbande Empfehlungen an den Pater Küchenmeister des Klosters hatten. Dieser war ehedem als Tausendkünstler auf der Trompete mit der Bande herumgezogen und hatte sich vor einigen Jahren bei dem Abt des Klosters, Seiner Exzellenz dem Herrn Grafen von ***, mit seiner Trompete produzieret. Es war damals eben der Pater Trompeter von ihrem Chor gestorben, und da dieser Reisende die Stelle sehr gut füllen konnte, hatten sie ihn zur Änderung seiner Religion und zum geistlichen Stande beredet. Durch vorzügliches Talent im Fressen und Saufen hatte er die besondere Gnade Seiner Exzellenz und durch diese das sehr einträgliche Amt des Pater Küchenmeisters erhalten.

Gulden wußte das alles und war nicht wenig wegen Verführung seines Knaben besorgt. Man hatte ihm aber auch gesagt, der Abt sei ein sehr freigebiger Mann für alles, was ihn kützelt, und das überwältigte dann seine Gewissensskrupel.

Er unterließ indessen nichts, den Knaben für Verführung zu sichern: malte ihm die katholischen Geistlichen als eingefleischte Teufel ab, die in der Welt umhergingen, Menschenseelen zu verführen und die Hölle damit zu versorgen; beschwur's ihm bei allen Teufeln, daß alle Katholiken ewig in der Hölle brennen müßten, und tausend dergleichen abscheuliche Dinge mehr. Der Knabe, der des Vaters schönen Ausruf über die lutherische Geistlichen und die drauf folgende Geschichte noch sehr warm im Herzen hatte, antwor-

tete weiter nichts als: *»Das werd' ich meiner lieben Mutter nie zu Leide tun, daß ich da in so'n Kloster bliebe.«*

Eben, da sie im Kloster ankamen, es war so nach fünf Uhr nachmittags, brachten zwei baumstarke Geistliche den soeben gesättigten Abt, unter den Armen geführt oder vielmehr getragen, die große Schloßtreppe herunter; unten stand ein verschmitzter Stalljunge mit dem Reitpferde Seiner Exzellenz, so Hochdieselben eben besteigen wollten, und daneben ein dritter hochglühender Geistlicher mit einem großen goldnen Pokal, den Seine Exzellenz zu Pferde sitzend noch auszuleeren pflegten. Indem Seine Exzellenz mit heftigen Bewegungen im Ober- und Unterleibe aufsteigen, sagen Hochdieselben zum Stallknecht, ein Junge, sechs Spannen hoch, das Pferd an den Hüften kützelnd: *»Hast du mein liebes Lieschen auch gut gefüttert?«*

Reitknecht: O ja, Euer Exzellenz, es hatte sich schon lange satt gegessen, da Euer Exzellenz noch fraßen.

Der Herr Abt, der sich seit fünfundzwanzig seelenruhigen Jahren so dick und dumm gefressen und gesoffen, daß man ihn lang zwicken und kneipen konnte, eh er's fühlte, lachte, daß ihm der Bauch und der Gaul unter ihm schütterte über den Sprachfehler des dummen Bauerlümmels.

Gulden, der ihm nun schon ziemlich nah' ist, nimmt dieses bauchschütternde Gelächter für ein erwünschtes Zeichen des Gefallens an ihm und seinem Zuge, springt von seinem druglichten Schecken ab, umfaßt den vierten Teil der Lende Seiner Exzellenz des Herr Abt und bittet um gnädige Protektion. Dieser hält ihn für einen Landmann aus seinem Gebiete, der sich über einen eben neu aufgelegten Scharwerkstag fürs Kloster beschweren will, und brüllt: »Ihr Höllenhunde ihr, ich will euch geißeln lassen, wenn ihr mich ferner in meiner Ruhe stört! Geht zum Pater Küchenmeister; kann euch der auch nicht helfen, so kann er euch doch eins blasen, hahaha!«

Gulden beruft sich auf seine Empfehlung an den Pater Küchenmeister, und nach langem Hinundherreden gelingt's ihm, sich endlich kenntbar zu machen. Der Abt befiehlt sogleich, für diesen Abend Musik zu veranstalten, macht seinen gewöhnlichen Nachmittagsritt, von dem er immer den schwarzen Rock sehr voller Federn zurückbrachte, etwas kürzer und ist um sieben Uhr wieder da.

Unsre Reisende stehen nun schon in der Ecke des Saals in völligem Putz da, die Geigen unterm linken Arm, den Bogen in der rechten Hand. Der alte *Gulden* stürzt, seinen Jungen mit fortziehend, dem Abt entgegen und küßt demütigst den Rockzipfel Seiner Exzellenz, indem er mit der linken Hand den Jungen an das rechte Knie des Abts anpreßt. Vergeblich bemüht sich der keuchende Abt, über seinen Bauch wegzusehen, um den Knaben unter diesem zu erblicken, noch vergeblicher, sich zu bücken, um den Knaben aufzurichten. Ein christkatholischer Blick und Schnarcher setzt aber den nach Luft schnappenden und schweißtrocknenden Pater Prior in fast merkliche Bewegung, er hebt den Jungen mit Hülfe des alten *Gulden*, der drüber seine Geige fallenläßt, auf und stellt ihn vor dem Abt auf einem Stuhl hin.

Abt: Bei meiner Seel', ein hübscher Jung! (ihm mit geteiltem Zeige- und Mittelfinger leise über die Backen nach dem Kinn hinabfahrend) ein schöner Jung! Wie alt bist du, Kerlchen?

Knabe (schnell und frei): El ...

Gulden (ihm noch schneller in die Rede fallend): Sieben Jahr, Euer Durchlaucht, eben im vorigen Monat sieben Jahr gewesen und macht Wunder auf seiner Geige.

Abt (den Knaben bei der Hand haltend und ihm mit der verkehrten Hand sanft in die hohle Hand streichelnd): Hast auch ein hübsch Patschgen dazu; (zum Pater Prior mit glänzenden Augen und weiten, schlagenden Naslöchern) ein recht weiches, warmes Patschgen. Lüstet's dir nicht, alter Bock?

Pater Prior (sich gleißnerisch verneigend und aus den hohlen Augen verstohlen hinaufblickend): Der Herr geht vor, der Diener folgt.

Abt: Alter Schalk! (Zum Jungen, ihm sanft in die Lippen kneipend) Nun laß emal hören, was du kannst. (Zum Pater Prior in die Ohren sprechend, sich die Lippen leckend, mit der rechten Hand in den Busen fahrend, mit der Linken – – Der Pater Prior saugt dabei am Daumen seiner linken Hand und blickt starr seinen ausgestreckten kleinen Finger an.)

Der Junge spielt, findet großen Beifall, fast bei jedem Takt erschallt ein lautes Bravo, nach jedem Stück lautes Händegeklatsch; er muß den Abend beim Essen neben dem Abt sitzen, soll auch in des Abts Zimmer schlafen, da widersetzt sich aber der Alte, der nun schon nichts gewisser als Religionsveränderung befürchtet, aus Leibeskräften, bittet mit Tränen, ihm sein Kaptalchen nicht zu entreißen, schwört bei allen Teufeln, er könne kein Auge zutun, wenn der Junge nicht bei ihm wäre. Das hätte Seine Exzellenz nun eben wenig gekümmert, aber Hochdieselben scheuten sich denn doch, länger darauf zu bestehen, und befahlen, den Jungen morgen vor dem Frühstück, das er gewöhnlich im Bette verzehrte, zu ihm zu führen.

Es war um Mitternacht, da sie von Tafel aufstanden und der Abt den Knaben mit einem saftigen, beleckten Kusse gnädigst zu seinem Vater entließ. Dieser hatte den Abend mit den jungen Geistlichen in einer ganz neuen Welt gelebt. In seinem Leben hatte er noch nicht soviel Speisen gesehen, gerochen, nennen gehört, als er hier selbst zu verschlingen bekam, in seinem Leben nicht soviel Branntewein getrunken, als er hier ungarischen Wein verschluckte. Und da der Knabe ihm von der gräflichen Tafel noch größere Wunder erzählte, vergingen ihm gar die Sinne.

So gemein auch den Klosteräbten das große Talent zum

Saufen zu sein pflegt, so ungemein war doch dieses Abts Methode, sich nüchtern zu saufen. Ich will sie deshalb erzählen. Er soff sich alle Abend voll. Die Probe, ob er auch wirklich schon ganz voll sei, war die, daß er sich mit beiden geballten Fäusten aus Leibeskräften auf den Armlehnen seines Sessels stützte und so mit Anstrengung Leibes und der Seelen versuchte, ob er sich von dem weich gepolsterten, tief einsinkenden Sitze noch etwas erheben konnte; ging das noch so, daß er nur noch die geringste Bewegung des Hintern verspürte, so wurde noch eine neue Sorte Wein gegeben. Konnte er sich aber mit aller Gewalt nicht mehr ein Haarbreit vom Sessel erheben, dann war er wirklich voll, und dann brachte der Pater Kellermeister eine ungeheure Schale Punsch, wovon der Abt so lange soff, bis er wieder nüchtern wurde und aufstehn konnte.

Auch hatte er seine eigne Methode im Fressen, um von allen vierundzwanzig warmen Schüsseln und ebenso vielen kleinen Beisätzen genießen zu können: Wenn er bei der zehnten, zwölften Schüssel nicht mehr fortkonnte, ging er hinaus, applizierte den längsten seiner Finger und kam mit neuem Raume für die übrigen Speisen wieder zurück zur Tafel. War's den Köchen recht gut geraten, so geschah dies manchen Mittag wohl drei, vier Mal.

Auf Befragen des Vaters, was so bei Tafel wohl gesprochen worden, was der Abt zu ihm gesagt, fing der noch fast unschuldige Knab' an, Histörchen und Schweinigeleien zu erzählen, die er zum Teil gar nicht verstanden hatte und sie itzt so wörtlich, wie er sie gehört, wieder erzählte. Nachdem sie der Vater für sein Teil belacht hatte, machte er ihm die abscheulichen Schwänke verständlich, um ihn nach seiner Art von der Gottlosigkeit der katholischen Geistlichen desto lebhafter zu überzeugen, und wiederholte die ganze Feuerpredigt von gestern. Befahl ihm aber dabei das demütigste, unterwor-

fenste Betragen gegen den Abt gar sehr an, damit ihnen ihr Geschenk nicht geschmälert würde, worauf der Vater schon so sicher rechnete, daß er die kleine Münze in seiner rechten Hosentasche oft in Gedanken für Goldstücke zählte.

Sie waren in ein großes, weites Zimmer zum Schlafen geführt, worinnen zwei große Gardinenbetten mit damastnen Überzügen und Vorhängen standen. Hier ergriff der Vater mit Freuden die Gelegenheit, dem Knaben einen recht hohen Begriff von der Unvergleichlichkeit des Virtuosenstandes beizubringen: lehrte ihm, wie für einen Virtuosen nichts in der Welt zu gut sei; wie ihn Fürsten, Könige und Kaiser auf Händen trügen; wie ihm daher alles erlaubt sei, wie der Kaiser wohl hundert Fürsten und Grafen machen könnte, aber keinen Virtuosen; wie dieser, unterdessen daß mancher große General auf freiem Felde auf Stroh schlafen müßte, in seidenen Betten bis an den Mittag sich ausstrecken könnte – Hiebei schlug der Vater die Decke des Betts auf und wollte die Kopfküssen zurechtlegen, wurde aber eine Menge langsam kriechender Tiere gewahr, mit denen des Knaben Kopf schon hinlänglich versorgt war, und sah sich nach langen vergeblichen Beratschlagungen gezwungen, mit seinem Jungen auf dem Fußboden zu liegen und sich mit Pelzen zu bedecken.

Den andern Morgen waren Seine Exzellenz ganz ungewöhnlicherweise früh um acht Uhr schon erwacht und verlangten sogleich nach dem Knaben. Eine Stunde später sollte das Frühstück gebracht werden. Der Knabe wurde geholt. Der Vater begleitete ihn bis ins Vorzimmer und gab ihm da noch einmal die weise Lehre, sich ja recht submiß gegen den Abt zu betragen, auch nicht blöde zu sein, sondern hübsch dreiste zu antworten. *»I warum nicht«*, erwiderte der Knabe, *»is ja auch man ein Mensch.«*

Kaum war der Knabe dem Abt so nahe, daß er ihn aus dem Bette erreichen konnte, so ergriff dieser mit Inbrunst die

zarte, weiche Hand des Knaben, und trotz all seines Sträubens und Zurückziehens – – –

Mir gehen die Augen über beim Gedanken der teuflischen Verführung der Unschuld. Daß sie dir, du alter geiler Bock, verdorrt wäre, die Hand, die die unschuldige, sündenfreie Hand zum Laster führte!

Unterdessen der Vater in dem Vorzimmer auf die Zurückkunft des Knaben wartete, gesellte sich ein alter, liebreicher, ehrwürdiger Pater zu ihm und sagt' ihm mit ernster, eindringender Stimme, mit zitterndem Händedruck: »*Wenn du dein Kind lieber hast als Geld und Gold, so flieh' den Augenblick von hier. Bedenke, daß du einst Rechenschaft für ihn geben mußt.*« So verließ er ihn. Gulden zitterte am ganzen Leibe, wollte all Augenblick an die verschlossene Türe pochen, hatte doch aber nicht das Herz dazu, sondern wartete, bis der Pater Koffeeschenker mit dem Frühstück kam; den bat er, ihm den Jungen herauszuschicken.

Der Junge kam voll Scham und Verwirrung mit glühenden Backen heraus. Da er aber auf des Vaters ungestüme Fragen, ob ihn der Abt habe wollen zur katholischen Religion bereden, heilig beteuerte, er habe kein Wort ihm davon gesprochen, wurde der Alte wieder ruhig, befürchtete weiter nichts und vergaß beim schwelgerischen Frühstücke in der Küche, in der Zuckerbäckerei, in der Apotheke und dem Keller die weise Erinnerung des guten Paters gänzlich.

Den folgenden Tag fuhr der Abt nach Danzig, wollte den Knaben zu sich in den Wagen nehmen, allein der Alte sträubte sich gar sehr und erhielt die Erlaubnis, ihn bei sich zu behalten, mit dem Beding, ihn noch denselben Abend seiner Ankunft in Danzig zum Abt zu führen. Dabei schenkte der Abt dem Kleinen eine Dose von Agat in Gold gefaßt, mit einem doppelten Deckel, unter dem obersten ein für den noch halb unschuldigen Knaben lehrreiches Gemälde; und dem

Alten zwölf Dukaten. In vollem Jubel über den glücklichen Anfang ihrer Virtuosenreise zogen sie nun nach Danzig.

Gulden hatte gehört, daß die reisenden Virtuosen jederzeit in den größten Gasthöfen einzukehren pflegen, und beschloß, ein gleiches zu tun. Weil er aber befürchtete, man würde ihm des lächerlichen, armseligen Aufzugs wegen in einem großen Gasthofe nicht aufnehmen, so setzte er sich erst in einem Wirtshause vor der Stadt mit seinem Knaben und treuen Rothbart in völligen Staat und ließ seinen Karren mit dem Bretterkasten durch einen gemieteten Schiffsjungen hinter sich her führen.

So kamen sie vor dem Gasthofe an und meldeten sich als reisende Virtuosen, die soeben zu Schiffe von Petersburg kämen. Da ihnen der phlegmatische Wirt mit fettem Lächeln über den possierlichen Aufzug fragte, ob sie im untersten oder obersten Stock logieren wollten, entrüstete sich der unruhige, besorgte Gulden gar sehr, wie an ehrliche und großberühmte Leute, die in ihrem Leben noch keine Stunde im Stock gestanden, eine solche kanalgesche Frage ergehen könnte. Mit fettem Lächeln erwiderte der Wirt, er hab' ihn falsch verstanden, er meine, ob die Herren unten oder eine Treppe hoch wohnen wollten.

Gulden (dem dicken, auf'm Rande der Türbank sitzenden, hangenden Wirt auf'n Leib fallend und ihn auf den rechten Fuß tretend): Ei, ganz gehorsamer Diener, so, so! Na, hören Sie man an, wo so die besten Stuben sind. Mein Söhnchen ist ein Wunderwerk, das sehn Sie ihm wohl nicht an; komm her, *Heinchen*, er hat vor Kaiser und Könige gespielt und noch gestern mit einem großen Fürsten von einem Teller gegessen und aus einem Kruge getrunken.

Wirt (mit dem linken Fuß sachte über den rechten herfahrend): Mögen doch meinetwegen große Fürsten auf'm Wasser herumschwimmen, wenn der Herr nur meinen gro-

ßen Zeh ungeschoren gelassen hätte. Marie, mache mir warmen Wein zu Umschlägen.

Nun wurden sie oben in die besten Zimmer des Hauses geführt. Es war ein großes Zimmer, nebenan ein kleineres zum Schlafen und daneben eine Kammer für den Bedienten. Das große Zimmer war nach landesüblicher Art aufs beste aufgeputzt. Die Wände besetzt mit sehr künstlich gearbeiteten, spiegelblank gebohneten Schränken von Eichenholz, ausgelegt mit Figuren aus dem Tierreich und Geisterreich von Ebenholz und Elfenbein, auch an den Rändern verbrämt mit künstlichen Schnitzwerken aus Ebenholz. Die hohen Schränke bis an den Balken auf schräg hinanlaufenden Geländern besetzt mit japanischen und chinesischen Porcelain-Figuren und -Tassen. Unter den Füßen der Schränke, die allerlei Figuren, als Mohren, Affen, Löwen, vorstellten, kleingeschnittne Tannen mit roten Äpfeln und Kalmus gestreut; ebenso um die rehfüßigen, mit Moppchensteine ausgelegten Tische und künstlich gearbeiteten hohen und schweren Stühle mit blumichten, hie und da verguldetem Leder beschlagen. Spiegel, an den Seiten mit grünen, roten, gelben und blauen Glase ausgelegt und mit ungeheuern vergoldeten Rahmen, die die Fenster zu beiden Seiten über die Hälfte bedeckten. Über das schmale, grüngelblichte Spiegelglas eine Decke von schwarzem Flor, die es besser für itzt lebende Fliegen bewahren sollte, als es im vorigen Jahrhundert bewahrt worden. Dreifache Vorhänge vor den Fenstern, bis zur halben Höhe der Fenster aufgezogen, da ruheten sie unter den unzähligen Falten und Trodlen der obern Verzierung. In den Ecken der Stube schmale, hohe, oben spitz zulaufende Gläserspinden, angefüllt mit unzähligen Pokalen von sehr verschiedenen Formen und verschiedenen großen, berühmten Säufern herstammend. In den kleinen Gläsern waren seit funfzig Jahren eine Menge bunter Ostereier aufbewahrt, mit eingekratzten

Densprüchen und heiligen Gemälden. Die Schränke unter den Glässpinden waren zu einem Pfeifenkabinett von Kalkpfeifen bestimmt und bereits fast ganz damit angefüllt.

Der Wirt hatte nämlich seit funfzig Jahren darauf gehalten, daß jeder Gast, der bei ihm einkehrte, auf die Pfeife, die er da geraucht, beim Abschiede seinen Namen gezeichnet, und so wurde denn die Pfeife sorgfältig aufgehoben. Des Wirts größte Freude war's, einem Gast, der zum andern Male da einkehrte, seine gezeichnete Pfeife zu geben: Weshalb die Pfeifen auch alle nach dem Alphabet geordnet und in ein großes Buch eingetragen waren.

Auch waren die kleinen, schmalen Fensterscheiben bedeckt mit Namenzügen und Denksprüchen von fettgemästeten Witze. Die Seitenwände an den Fenstern und das Gesims um die Türen herum waren ausgelegt mit Moppchensteine, auf jeden Stein drei blaue Schafe gemalt. Noch ragten hie und da hinter den Schränken alte Familiengemälde hervor: dort durch eine kleine Öffnung zwischen zwei Schränken eine große, fette Hand, einen Pokal haltend, hier eine kurze, fleischwelligte Stirn mit einer ungeheuern gekräuselten Perücke, da drei Seitenknoten einer Perücke, hier eine volle, fette Weiberhand, einen Schäferstab haltend, usw.

Kaum hatte *Gulden* den glattgebohneten Boden dieses Zimmers mit ängstlichen Schritten betreten, als ihm der Wirt wohlmeinend ermahnte, sich darinnen alles Hausens zu enthalten. »Hier die Schränke, sehen der Herr nur, stehen auf den gar hübsch gedrechselten kuriösen Füßen nicht so recht feste, und wenn da, verstehn Sie mich, der kleine Mann Gottes wo anliefe oder sich dranlehnte oder dranstieße oder sonst irgendeine Bewegung daran machte, sehe der Herr nur, so würde mein schönes, wunderseltnes chinesisches und japanisches und asiatisches Porcelain zum längsten gedauert haben und sonder allen Zweifel kapores gehen. Deshalb wollt' ich

denn wohl so den Herrn ohnmaßgeblich bitten, diesen schmalen Deckenstreif lieber gar nicht zu überschreiten; auch wollt' ich ohnmaßgeblich bitten, die Stühle nicht von der Stelle zu nehmen, damit die daruntergestreuten neckschen Figuren von Tannen und Kalmus, über denen meine Töchter den ganzen verwichenen Sonnabend zugebracht, nicht verschoben werden; auch wollt' ich ohnmaßgeblich bitten, die Fenster ja nicht zu öffnen, damit keine Fliegen hereinkommen, die mir die Vorhänge und Glasspinde besudeln könnten, mir auch wohl gar meinen chinesischen Kaiser eins auf die Nase schmeißen, hahahahahaha. Auch bitt' ich deshalb gar sehr, sich alles Essens und Trinkens in diesem Zimmer zu enthalten.

Dafür können aber der Herr hier nebenan in Ihrem Schlafzimmer Ihr Wesen nach Belieben treiben. Jedoch wollt' ich ohnmaßgeblich bitten, sich in den Betten alles übermäßigen Schwitzens und anderer verunreinigenden Dingen zu enthalten, damit mir die schönen Betten von lauter Eiderdaunen und holländischer Leinwand nicht verdorben werden. Es haben Fürsten und Grafen in den Betten gelegen und jederzeit solch Wohlgefallen daran gefunden, daß sie des Morgens, wenn ihnen die Aufwärterin den Koffee brachte, immer nicht heraus wollten.

Ich habe den Herrn hierum nur wohlmeinend und ohnmaßgeblich bitten und raten wollen, denn übrigens finden der Herr hier in der Mauerspinde ein großes Buch, worinnen ganz genau aufgezeichnet ist, was ein jedes dieser Stücke bis auf die kleine gläserne Maus, die da neben dem Kaiser von Japan steht, gekostet und wornach es mir der Herr bei vorfallenden Schaden zu vergüten belieben werden. Die Summe von denen in diesen beiden Zimmern befindlichen Gerätschaften beträgt, wie das große Buch ausweiset, zweitausendachthundert Taler in Golde.«

Gulden blieb wie versteinert stehen, fühlte ganz das Elend des zwangvollen Überflusses, wünschte sich mit Tränen in die Küchenstube und wär' auch sicher spornstreichs hingelaufen, hätt' ihn nicht Ehre, Virtuosenehre, auf dem schmalen Deckenstreif gehalten. Noch traute er sich nicht, quer über das Zimmer zu gehen, bei jeden Tritt zitterte er, die Schränke möchten dadurch erschüttert werden und irgendein chinesischer König oder japanischer Papst auf seine Rechnung die Reise vom Schrank auf den Boden machen.

Mit staunender Verwunderung starrt' er all die künstlichen Figuren lange an, dann ergriff er den Jungen und drohte den mit hundert Prügel, wenn er sich je unterstände, über die Decke zu gehen; er war nah dran, seine Bosheit über das Zwangvolle seiner neuen Lage an den armen Jungen auszulassen und den für das nächstemal, daß er wohl über die Decke gehen könnte, zum voraus abzuprügeln, als er plötzlich durch einen fürchterlichen Lärm über seinem Kopfe aufgeschreckt wurde.

Lange horchte er vergeblich darnach, was es wohl sein möchte, endlich schlich er sachte die enge Windeldreppe hinan, der Knabe hinter ihm. Kaum war er auf der Mitte der Treppe, so stürzte ihm ein junger, braun mit Silber gekleideter Mann entgegen, hinter ihm drein ein kleiner, lahmer, einäugigter, dickköpfigter, großnasigter, großmäuliger, langohriger, kraushaariger, bis aufs Hemd ausgekleideter Kerl, mit dem Fußgestelle eines großen Notenpults auf ihm schlagend und aus Leibeskräften rufend: »BUGERONE, *du Verfluckter, will dick lern, kom mein Tockter karessier ohn mein Permission!*«

Gulden klemmte sich aus Leibesvermögen hart an das Treppengeländer, um nicht mit fortgerissen zu werden, wurde aber demohngeachtet samt seinen Jungen um und um gelaufen und bekam zwei harte Schläge mit dem Notenpult. Unter-

dessen sich Gulden aufraffte und zu allen Seiten vergeblich nach Blut fühlte, kam der alte Kerl wieder heraufgehinkt und wandte sich sehr demütig an *Gulden*, der nun vollends oben war: »*Pardonier' Sie, daß ick Sie in mein terrible groß Rage 'ab touchiert. 'at sick verfluckter* BUGERONE *mit mein Tockter karessiert, ohn mit mir zu 'ab akkordiert, un hat sick dock Gelte wie 'eu. Mit wer 'ab ick die Ehre zu sprecke?*«

Gulden erklärte sich nun über die unermeßliche Geschicklichkeit seines Jungens in der Violine und über die hohe Ehre, die er bei hohen Potentaten deshalb schon genossen. Mit freudigem Jauchzen erwiderte der Alte, er sei auch ein Sänger, habe in Petersburg lange die erste Rolle in der OPERA BUFFA gespielt, und seine Frau und Tochter wären die ersten Sängerinnen in der Welt; es freute ihn über alle Maßen, *Gulden* kennenzulernen; sie wollten gemeinschaftliche Sache machen, zusammen ein Konzert geben, zusammen weiterreisen und ›*macken groß Wunder*‹.

Nun führte er *Gulden* zu seinen Damen und schrie, eh' er noch die Türe halb offen hatte. »*Is kein Unglick groß, das nick 'ab Klick. 'ab ick kepriekelt verfluckten* BUGERONE, *bin ick kefall auf dies* MONSIER, *un is en groß Virtuos auf Violine.*«

Mitten in der Stube saß auf einem kleinen Stuhl ein ungeheuer dickes Weib in bloßem Hemde, das vorn bis auf den Nabel ausgeschnitten war, die Ärmel hoch aufgekremt, die grauen Haare, vermischt mit schwarzem Pferdehaar, auf einer Seite frisiert, auf der andern noch um den Kopf herumhängen, und suchte vier Hunden, die sie auf dem Schoße hielt, die Flöh ab. Dies war die Frau des Alten.

Zur Seite stand die Tochter halb im Hemde, denn sie hatte einen kurzen, rotfrießenen Rock an, der ihr doch fast bis an die Waden ging und unter dem nur hier und da einzelne Fetzen des zerrissenen Hemdes hervorblickten. Oberwärts war

sie bloß mit dem Hemde bekleidet, jedoch die Haare bereits hoch frisiert und mit dreizehn verschiedenen Zitternadeln und Stutzfedern geschmückt. Sie stand vor dem Ofen, in dessen Röhre sie ihrem Heiligen einen Altar erbaut, und klebte eben neue Bilderchen an, die ihr der junge Kaufmann gebracht, den der alte Vater so unhöflich von ihrem Bette auf die Straße begleitete.

Die Tochter drehte den Ankommenden den Rücken zu und wollte sich nicht umkehren, schmollte noch gar sehr mit dem Herrn Papa, da er so impertinent gewesen, sie in ihrem Vergnügen zu stören; und da er sie mit Gewalt nötigen wollte, die Gäste freundlich zu empfangen, sträubte sie sich mit Macht und schwur ihm, ohne nach den Gästen hinzusehen, er möcht' ihr nun auch zuführen, wem er wollte, und wenn er auch den besten, einträglichsten Akkord gemacht, so würde sie ihn nicht annehmen und in nichts willigen, bis er ihr den jungen, eben vertriebnen Kaufmann wiedergeholt hätte.

Er ergriff eben die große Feuerzange, mit der er vorher der Frau die Papillotten gebrannt, und wollte über die halsstarrige Tochter herfallen, als ein altes bucklichtes Weib mit großem Zettergeschrei hereinstürzte und verkündigte, die Katze habe sieben von der Mademoiselle ihren Vögeln gefressen. Der Alte, der da meinte, es sei eine von den fünf Katzen, die die Frau und Tochter im Zimmer hatten, ging nun auf die Katzen los, die unterm Ofen lagen, und schlug jämmerlich drein.

Dies trieb die Frau Gemahlin, die die Katzen gar sehr liebte, in großen Harnisch; sie warf die Hunde vom Schoß und fiel mit gekrümmten Fingern den alten Herrn Gemahl in die Haare. Die Hunde, die nur unter den Augen ihrer Gebieterin fromm waren, fielen nun dem alten Gulden und seinen Jungen in die Beine.

Die Tochter war indessen in die Kammer gelaufen, die Leichnamme zu beweinen, kam aber itzt auf das ängstliche

Zuhülferufen ihres Vaters herbeigeeilt. Dieser versprach ihr, den jungen Kaufmann zu holen, sie sollt' ihm nur von der Mutter erlösen. Da fiel sie über die Mutter her und wandte alle Gewalt an, sie mit Stößen und Kneipen vom Vater abzubringen. Die Alte hatte sich nun aber einmal so verbissen, daß sie nicht wieder los konnte, rief aber das alte bucklichte Weib zur Hülfe, die dann mit Kratzen und Quieken über die Tochter herfiel. So war die vierstimmige italienische Fuge eben in vollem Gange, da ein kleiner Junge hereinstürzte und dem Alten zuschrie, die Schokolatensuppe lief ins Feuer. Dies war für alle der stärkste Bewegungsgrund, den Alten loszulassen, der dann ganz zerkratzt und zerzaust in die Küche eilte, die Suppe zu retten.

Gulden hatte sich während der Prügelei mit tausend Bockssprüngen die Hunde abzuwehren gesucht, war sie aber nicht eher losgeworden, als bis die Stubentüre aufging, da dann die Hunde die seltene erwünschte Gelegenheit ergriffen, sich in Freiheit zu begeben, und seit langer Zeit einmal das Glück genossen, ohne Hofmeister und Aufseher ihre Notdurft zu verrichten.

Darauf zog sich *Gulden* die Stiefeln ab, um zu sehen, ob die Bisse der Hunde durchgekommen wären, und da er sah, daß das Blut durch den Strumpf kam, warf er voll Bosheit den Stiefel weit von sich unter die Streitenden und traf damit die Alte an ihren linken Fuß, woran sie seit zwanzig Jahren einen offnen Schaden hatte. Kaum hatte diese nun ihre Hände von ihrem Manne abgezogen, als sie über den alten *Gulden* herfiel. Die Tochter, die ihn für einen von ihrem Vater ihr zugeführten Liebhaber hielt, konnte sich nicht enthalten, ihre Bosheit in gleichem Maße an ihn auszulassen. Das alte bucklichte Weib, die in solchem Gefechte gewöhnlich die dritte weibliche Person abgab, unterließ nicht, auch ihre Hände ins Spiel zu mischen.

Gulden, der den streitenden Haufen auf sich herfallen sah, hielt's nicht für ratsam, den Anfall abzuwarten, sondern retirierte sich in eine Ecke der Stube und verpalisadierte sich mit Stühlen; da er aber nichts in Händen hatte, auch zu enge stand, um den Degen zu ziehen, konnt' er nur mit Speichel auf sie feiern, den er ihnen dann auch in nicht geringer Quantität ins Gesicht spie. Dadurch schwoll die Wut der Weiber dermaßen an, daß sie ihn mit verdoppelten Angriff aus seiner Schanze heraustrieben, und nun hättet ihr den alten Gulden auf seinen Strümpfen sehn sollen aus einer Ecke des Zimmers in die andere springen.

Der Junge, der sich lange aus Leibeskräften vergeblich bemühte, die Weiber bei den Röcken und Handärmeln zurückzuziehn, bekam endlich von der hinten ausschlagenden Frau Mama einen Pantoffelschlag an die Nase, daß sie ihm blutete; er eilte also ins Vorhaus, um den Alten und alles, was da war, zur Hülfe zu rufen. Der Alte brachte indessen erst seine Schokolatensuppe in Sicherheit und kam nun mit der vollen Schüssel herein, gebot denen eben bei ihm Vorbeispringenden Waffenstillstand und drohete, wo nicht, ihnen allen die heiße Suppe übern Kopf zu gießen.

Auch kam mit ihm ihr alter Bedienter, der den Vormittag über mit Ratzenpulver, Zahnpulver und Leichdornpflaster in der Stadt herumgegangen, und half seine gebietende Damen zur Ruhe bringen.

Gulden, der ganz atemlos und wie gekocht am ganzen Leibe war, warf sich unter tausend Schimpfworten und Flüchen, die sie alle nicht verstanden, auf einen Stuhl. Der Knabe suchte ihm die Stiefeln zusammen, von denen einer auf dem Ofen gefunden wurde, und nun kleidete sich *Gulden* wieder an. Vergeblich bemühte sich der Alte, zu erfahren, was eigentlich die Schlägerei zwischen ihnen veranlaßt; die Alte schimpfte unablässig in tausend italienischen Schimpfworten auf *Gulden*

und dieser in nicht weniger deutschen Schimpfworten auf die Weiber.

Der Alte kannt' indessen seine Welt und bat den *Gulden*, diesen Mittag mit ihnen vorliebzunehmen; der Frau sagte er ins Ohr, sie könnten große Vorteile von *Gulden* ziehen, und so wurden beide gelassener und trunken einen Schnaps Danziger auf die Ärgernis. Die Suppe hatte der Alte indessen ins Bette gesetzt und ein Kopfküssen daraufgedeckt, damit sie warm bliebe, denn er mußte noch die Karbonade zubereiten und zwischenein die Frau frisieren. Das geschah denn auch. Er ging ab und zu, von den Haaren der Frau zur Karbonade, deckte mitunter auch den Tisch, und in einer Stunde saßen unsere neuen Freunde in Friede und Eintracht bei ihrer Schokolatensuppe, aus gebranntem Mehl zubereitet, und Karbonade von Hammelfleisch mit Leinöl und Knospen von Butterblumen statt Kapern.

Bei sauerm Weine wurde nun der Plan zu einem gemeinschaftlichen Konzert bezankt. Die Alte wollte, das Konzert sollte auf dem Theater gegeben werden, damit sie ihre desperaten Arien mit völliger Aktion singen könnte. Der Mann meinte aber, diese Aktion und besonders seine komische Aktion würde im Saal, wo man's so wenig erwartete und so wenig gewohnt wäre, weit mehr Effekt tun.

Gulden war auch sehr fürs Theater, denn er glaubte, die kleine Figur seines Knabens würde sich da weit mehr ausnehmen. Dem wußte dann aber der alte Italiener gar bald abzuhelfen: Man dürfte nur den Stuhl auf einen Tisch setzen und den Kleinen auf den Stuhl helfen, so wär's im Zimmer so gut und noch in die Augen fallender als auf dem Theater; da seine Tochter noch kleiner gewesen, habe sie ebenso debutiert. Auch trat die Tochter der Meinung des Vaters bei: denn sosehr geübt sie auch in natürlichen Handlungen war, so wenig verstand sie sich auf die künstliche Handlung. Und

es war wirklich zu verwundern, wie sie's, ohne auf dem Theater gewesen zu sein, bloß durch Hülfe ihrer Eltern so weit in den H++häuslichen Tugenden gebracht.

Der alte Bediente, der eben aus dem Hause gehend auf der Straße zu rufen anfing: »Koft, wer koft Pulwehr für die Ratz, für die Zahn, für die Ihnerauk«, wurde zurückgerufen und ihm der Auftrag gegeben, gelegentlich einen Saal zum Konzert auszufragen.

Nun wurde die musikalische Besetzung des Konzerts bestritten, und um so wohlfeil wie möglich davonzukommen, wurde beschlossen, zwei Violinen, einen Violoncell, eine Flöte, eine Hoboe, zwei Waldhörner, eine Trompete und Pauken zu bestellen. Die blasenden Instrumente waren der komischen Arien des Alten wegen notwendig. Da die Frau und Tochter noch durchaus auf ein Spinett bestanden, um sich den Ton anzugeben, mit dem sie anfangen sollten, so wurde dieses noch zugegeben.

Nun kam's an die Bekanntmachung des Konzerts und an die Verteilung der Billette. Es sollte ein großer Zettel mit roten Buchstaben abgedruckt und an allen Ecken der Straßen angeschlagen, auch in allen Häusern durch den für die Ratz und für die Zahn handelnden Bedienten verteilt werden. Der älteste Sohn des Wirts, ein lustiger Vogel, der die ganze Gesellschaft der Tochter wegen im Hause noch soutenierte, sonst hätte sie der Vater längst zum Hause hinausgeworfen, trat eben bei dieser Beratschlagung ins Zimmer und mußte sich hinsetzen, um nach der Vorschrift aller einen deutschen Anschlagzettel zu fabrizieren. Nach sehr häufigen Ausstreichen und Ändern stand dann folgendes Avertissement auf'm Papier:

›Mit allergnädigster, allerhöchster obrigkeitlichster Bewilligung wird künftigen Sonntag eine berühmte Gesellschaft von großen Virtuosen, die mit allgemeinem Beifall rund um die Welt gereist, in einem großen, zahlreichen Konzert sich

öffentlich und für jedermann hören zu lassen die hohe Ehre haben. SIGNORE PICCIOLO, der seit vielen Jahren als der größte BUFFONE bekannt ist und die hohe Ehre genossen, mit Gunst und Gnade von allen hohen Potentaten gekrönt zu werden, wird sich in gar possierlichen, lustigen, närrischen, lächerlichen, jedoch insgesamt moralischen Arien in voller Aktion hören lassen.

SIGNORA PICCIOLA, seine Gemahlin, die den größten Anteil an jener hohen Ehre hat, wird sich in einigen schrecklichen, rasenden, abscheulich tollen Arien, ebenfalls in völliger Aktion, zu präsentieren die hohe Ehre haben.

Auch wird die Tochter, die an Schönheit nicht ihresgleichen hat und von hohen Potentaten auch nicht unbeehrt verblieben, in einigen verliebten, sterbenden und wiederauflebenden Stücken die Ehre haben, ein wohlgeneigtes Publikum zu amüsieren.

Endlich wird ein siebenjähriger Knabe, ein wahres Meerwunder, gar hexenmäßige Tausendkünsteleien auf der Violine zeigen. Er wird krähen wie ein Hahn, mauen wie eine Katze, schreien wie ein junger Esel, pfeifen wie eine Maus, und alles auf der Violine. Wer blind ist, wird's nicht gewahr, daß es eine Violine ist.

Die Person zahlet einen Taler; hohe Standespersonen zahlen nach Belieben. Und werden wir nicht ermangeln, ein hochgeneigtes Publikum aus Leibeskräften zu amüsieren.‹

Nun kam die Verteilung der Billette vor; darüber wurde, nach einigen heftigen Zänkereien, mit Kopfstößen untermischt, endlich festgesetzt, daß sie sich in zwei Partien teilen wollten: SIGNORE PICCIOLO und seine Tochter eine, die andre *Gulden* und sein Sohn. Jede Partie sollte hundert Billette nehmen und so Haus für Haus gehen, sich beim Herrn des Hauses melden lassen und zugleich ein halb Dutzend Billette mit hineinschicken. *Gulden* sollte mit seinem Sohn seinen

Weg einen Tag früher antreten, und den Tag darauf wollte Signore Picciolo mit seiner Tochter denselben Weg noch einmal bereisen, um den harten Herzen, die bei dem dünnen Gold und Silber auf den Kleidern derer Herren *Gulden* unempfindlich geblieben, durch das stärker aufgetragene Weiß und Rot auf der Tochter Wangen in Bewegung zu setzen.

Auch machte der Weltkenner Picciolo noch das Gesetz, daß in den Familien, wo ein alter Mann mit einer jungen Frau lebte, sich Gulden bei der Frau des Hauses müsse melden lassen, dahingegen in Familien, wo ein junger Mann mit einer alten Frau lebte, er sich mit seiner Tochter an den Mann wenden wolle. Von beiderseitigen bejahrten Eheleuten und Junggesellen und Hagestolzen versprachen sie sich vom wiederholten Zuge doppelten Vorteil.

Nun sollten auch sogleich die Billette zum Konzert gemacht werden. *Gulden* mußte vierhundert Karten und eine Menge Siegellack holen lassen, denn Signore Picciolo hatte eben kein kleines Geld bei der Hand. Drauf setzten sie sich alle um einen runden Tisch und fingen an, die Billette zu siegeln. Der Sohn des Wirts mußte sie schreiben. Unter allgemeinen Geschrei und kräftigen Beistand von allen Seiten brachten sie folgende Billettform zustande: *›Konzert-Billett für die musikalischen Liebhaber von zwei Damen und zwei Chapeaux.‹*

Sobald ein solches Billett geschrieben war, wurd' es sogleich gesiegelt und gemeinhin verwischt. Die Hälfte davon mußte daher weggeworfen werden, die übrigen waren kaum leserlich. Das Siegel war ein stoßender Bock, auf dem Taschenmesser des alten Gulden gar gröblich eingeschnitten. Auf tausendfache Art wurde dieser Bock während des Geschäfts bewitzelt und beflucht, denn sie verbrennten sich fast alle die Finger dran.

Der Entwurf zum Anschlagezettel wurde sogleich zum Buchdrucker geschickt, und den folgenden Morgen sollte die Wanderung zu Verteilung der Billette angetreten werden. Den ersten Gang wollten sie IN CORPORE zum Herrn Bürgermeister tun, um von dem die Erlaubnis zu dem bereits völlig angeordneten Konzert zu erhalten.

Über alle diese Unterhandlungen, wozu SIGNORE PICCIOLO auf *Guldens* Namen hatte sechs Bouteillen Wein heraufholen lassen, war der bestellte Gang zum Abt vergessen. Erst spät im Bette dachte Gulden daran und fluchte und schimpfte seinen Knaben noch einmal munter, daß die kanalgesche Bestie, die doch an nichts denken dürfte, nicht daran erinnert hatte. Lange schwieg der Knabe. Da es aber kein Ende nahm, sagte er dem Vater, er hab' ihn mit Willen nicht daran erinnert. Er würde nie wieder zum Abt hingehen, und wann ihn der Vater auch hinprügeln wollte.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er das Herz gehabt, dem Vater geradezu zu widersprechen. Meine Leser, die mich bisher verstanden und fühlen und denken können, werden hier die Ursache davon bald fühlen. Der Vater, ohne sich viel um die Gründe seiner Widersetzlichkeit zu bekümmern, sprang wie eine Furie zum Bette hinaus und so auf des Jungen Bette zu. Er hätte ihn sicher halbtot geprügelt, wäre der Junge nicht ebensoschnell wie ein Reh zur Türe hinausgesprungen. Aber auch das hätt' ihn für die Wut des Vaters nicht geschützt, hätt' er sich nicht unter einen Schrank in der Vorstube verkrochen.

Der Vater war dieses zwar gewahr geworden, konnt' ihm aber ohne Gefahr fürs Porcelain nicht ankommen. Denn gleich beim ersten Schlage, den er nach ihm tat, schlug er an den Fuß des Schranks und nötigte dadurch einen alten Brahminen, aus seiner heiligen Ruh' über Hals und über Kopf herunterzukommen. Alle Drohungen waren vergeblich, den Jun-

gen da hervorzubringen. Er bestand darauf, der Vater müßt' ihm erst heilig versprechen, ihn nicht zu schlagen, eh käm' er nicht hervor. Da dem Vater itzt nur vorzüglich darum zu tun war, den blessierten Brahminen beiseite zu bringen, so versprach er's und beschwor's. Nun mußte der Junge auf zwei übereinandergesetzte Stühle steigen und den Brahminen, der nur einen Arm beim Fall verloren, so stellen, daß man von unten den zerschlagenen Arm nicht so leicht bemerkte. Beim Herabsteigen ging es denn nicht so ganz ohne Ribbenstöße ab, und was der erboste Vater mit Schlägen noch so an sich hielt, ersetzte er zehnfach mit Flüchen.

Den andern Morgen früh erschien der Bediente des Abts und forderte den Knaben sogleich zu Seiner Exzellenz. Der Vater versicherte, er würde sogleich die Gnade haben, aufzuwarten. Der Jung' aber bestand darauf, er ginge nicht wieder hin, ließ sich derb' abprügeln und ging doch nicht. Da lief der Vater hin zu Seiner Exzellenz und entschuldigte seinen Knaben aufs beste.

Vater: Eben, da er voll Lustigkeit, daß er zu Euer Durchlaucht sollte, die Treppe über Hals über Kopf hinunterläuft, pratsch, liegt er da und kullert so die ganze Treppe von oben bis unten herab und schlägt sich ein groß Loch in den Kopf.

Abt: Seinen Kopf brauch ich eben nicht.

Vater: Ja, er hat sich auch die Hand verrenkt.

Abt: Das ist schlimm.

Vater: Sobald er aber wieder spielen kann, wird er die hohe Gnade haben, Euer Durchlaucht untertänigst aufzuwarten.

Indessen war der alte Gulden unvorsichtig genug, den Knaben noch denselben Morgen zum Bürgermeister und zu den übrigen Wanderungen mitzunehmen. Der Abt erfuhr's sogleich von seinen Bedienten und nahm's gar höchlich übel. Den Mittag speiseten Hochdieselben bei dem Herrn Bürgermeister der Stadt mit dem gesamten Adel und vornehmen

Bürgerstande aus der Stadt und unterließen denn nicht, bei Tafel zu erzählen, wie sie ehegestern einen sehr närrischen Auftritt mit herumreisenden Musikanten gehabt, die bei ihrer Ankunft einen ganz erstaunenden Lärm von einem kleinen Jungen gemacht, der aber hernach kaum hätte auf der Violine rein greifen können. Das Gesindel sei nun hierher gezogen, um ihr Glück in der Stadt zu versuchen.

Der Bürgermeister wußte sogleich sehr umständlich zu erzählen, wie sie heute bei ihm gewesen und um Erlaubnis zu einem öffentlichen Konzert angehalten. Da sie ihm so sehr ängstlich ihre dringende Not geklagt und ihn um Gottes willen darum gebeten, hab' er ihnen endlich die Erlaubnis gegeben. Je nun, mögen sie ihr Glück beim Pöbel versuchen, wir wollen uns denn doch die Nachricht von Euer Exzellenz als einem großen Musikkenner für uns und unsere Familien und Bekannte AD NOTAM nehmen. Die ganze Gesellschaft verneigte sich und wußte nun, daß sie den nächsten Sonntag nicht im Konzert sein würde.

Gulden empfand auch gar bald die übeln Folgen dieser Verabredung, er wurde fast bei allen Türen so rund abgewiesen, daß ihn die Bedienten gar nicht einmal melden wollten. Jene Herren hatten es ihren Weibern gesagt und diese – –. Die Buben auf der Straße sprachen den nächsten Tag schon davon. Andre, die von dieser Verabredung noch nicht so ganz unterrichtet waren, trugen groß Bedenken, den lieben Sonntag zu solchen Gaukeleien anzuwenden, hatten auch schon verabredete Kaffee- und Weinkränzchen, oder Spielgesellschaft im Garten, oder verabredete Wasserfahrten, Familienspazierfahrten über Land und dergleichen.

Kurz, sie brachten die ganze Woche durch nur sieben Billette an, und ihr ganzes Glück beruhte nun auf die Anschlagezettel. Desto mehr Vorsicht nahmen sie auch gegeneinander wegen des nun bei der Türe bar einzunehmenden Geldes.

Von seiten des alten *Gulden* mußte *Rothbart* und ein Lohnbedienter an der einen Türe des Konzertsaals stehn. An der andern von seiten des SIGNORE PICCIOLO sein alter Bedienter für die Ratz und für die Zahn, das alte bucklichte Weib und ein andrer Lohnbedienter. Besondre Aufsicht über *Guldens* Leute hielt SIGNORE PICCIOLO und seine Frau und über den andern Teil der alte *Gulden*.

Sie hatten sich wirklich so gut gegeneinander und gegen ihre Leute gesichert, daß kein Groschen verlorengehen konnte. Es ging auch wirklich kein Groschen verloren, denn zu allem Unglück kam kein einziger Mensch, der an der Türe bezahlte. Das war allen unbegreiflich. In einer großen Stadt, zur Zeit des großen Markts, an einem geschäftlosen Tage kein einziger neugieriger Mensch unter all den wohlhabenden Einwohnern! *Gulden* meinte, es sei das dümmste Volk auf der Welt. Der Weltkenner PICCIOLO schüttelte aber den Kopf und die rechte Hand näher dem Ohre zu und kratzte sich dann hinter dem Ohr, als wollt' er sagen: so dumm eben nicht; wären sie dumm, würden sie neugieriger sein. Aber auch unter all den vielen hundert Müßiggängern unter den Fremden, mit denen alle Wirtshäuser besetzt waren, kein einziger, der Neugierde genug für alle die angekündigten Dinge und einen Taler übrig hätte oder ihn doch auf irgendeine gute Art vom Wirt, der Hausmagd oder dem Hausknecht geliehen bekommen konnte – –! Das war allen unbegreiflich, bis einer von den sieben, die auf Billetts sich einstellten, es sehr natürlich damit erklärte, daß auf dem Anschlagzettel kein Datum und kein Ort zum Konzert bestimmt sei.

Nun ging der Katzentanz los. Einer wollte dem andern in die Haare. Jeder wollte sich selbst die Haare ausreißen. Die alte Frau fand den Aufsatz der Tochter schief und rückte ihn ihr zurecht, daß die Haarnadeln ihr im Fleische stachen; bald saßen die Manschetten zu weit vor, und die Mutter schob sie

zurecht, daß der Arm braun und blau wurde. *Gulden* ohrfeigte seinen Jungen für einen Fleck im Kleide, den er vor zwei Monat hineingemacht, wacker herum. SIGNORE PICCIOLO sann indessen, mit zusammengebissenen Lippen und halbverschlossenen, in die äußern Winkel scharf zusammengezognen Augen, auf Mittel, dem Übel abzuhelfen. Es blieb nichts anders übrig, als daß er, seine Frau und Tochter, *Gulden* und sein Sohn sich vor die Türe stellten und allen vorübergehenden Pöbel, mit Possen und Tränen, mit List und Gewalt, für beliebige Bezahlung, hineinzutreiben suchten. Auch währt' es keine Stunde, so hatte der äußerst komische Aufzug unsrer fünf Helden eine Menge Menschen in das Haus herein versammlet, von denen sich denn doch einige funfzig hatten hineinlügen, hineinliebäugeln, hineinflehen, -zerren und -drängen lassen.

Zwar waren nicht viel über zehn Taler von all diesen eingekommen; aber *Gulden* meinte, es wäre doch besser als nichts, und man hätte doch wenigstens nicht die Schande, für sieben Menschen gespielt zu haben. Dieser Trost wurde noch zur Hintertüre hinein merklich verstärkt. Im Hintergebäude des Hauses war ein Kaffeehaus für beiderlei Geschlecht, welches am Sonntage ganz ungemein mit Gästen angefüllt zu sein pflegte. Diese Gäste hatten sich bei dem großen Tumult durch die Hintertür, bei der die Magd des Hauses ohne alles Geräusch die Einnahme besorgte, in den leeren Konzertsaal geschlichen. Dadurch war der Saal so voll geworden, daß unsre Helden aufhören mußten einzutreiben und sich selbst kaum zum Flügel hindrängen konnten.

Wie nun alle die Zusammengetriebenen da stehn, größtenteils gar nicht recht begreifen, was sie eigentlich da sehen werden! Der eine vermutet eine Komödie, der andre ein Marionettenspiel, der dritte tanzende Hunde oder seltne Tiere, indem er den Knaben von hinten für einen verkleideten Affen

hält und die Tochter, die in einer Ecke steif am Tische sitzt, für eine redende Seejungfer. Endlich versammlen sich nach und nach die Musikanten wieder, die sich so verloren in das nächste Wirtshaus geschlichen.

SIGNORE PICCIOLO ordnet unterdessen die Pulte – Hüte, an Stühle gebunden – und Tische um den Flügel herum; reißt den Flügel, zu dem kein Schlüssel da war, mit Gewalt auf; irrt eine Weile darauf herum, das a zu finden, wornach die übrigen nun in aller Eil stimmen sollen, zieht darüber seine Frau zu Rate, diese die Tochter, und endlich geben sie b an. Darnach stimmen denn die andern nach Vermögen. Nachdem sie so eine gute halbe Stunde gestimmt, beruhigen sie sich einer den andern, *es sei gut*. Es stimmten aber wahrlich nicht zwei zusammen. Der Hoboebläser aber sagte mit gravitätischer Gebärde: »Ja, wenn das so bliebe, sobald die Instrumente aber warm werden, verzieht sich's, und is alles hin.«

Einer von den Zuhörern aber, der die Stelle dichte hinter den Waldhornisten hatte, der mit seinem Waldhorn über einen halben Ton zu hoch stand, konnte sich nicht enthalten, um nicht den ganzen Abend zu leiden, diesem sachte zu sagen: *»Sie stehn zu hoch.«* Worauf dieser aber in der Meinung, er benähm' ihm die Aussicht, ganz gelassen antwortete: »Lassen Sie das man gut sein, sobald die Kerls da ihren Hokuspokus anfangen, setz' ich mich nieder.«

SIGNORE PICCIOLO lief nun in der größten Herzensangst von einem zum andern, um eine Symphonie zu finden: Es war aber keine da. Sie sahen sich deshalb genötigt, mit einer Arie anzufangen. Die Alte sollte mit einer desperaten Arie auftreten. Da ihr dieses der kleine PICCIOLO auf den Zehen stehend mit der rechten Hand übern Kopf zuwinkte, schrie sie ihm auf italienisch zu, er sollte ihr zwischen den Musikanten und den Zuhörern gehörigen Platz machen. Nun wurde alles aufmerksam. Der kleine PICCIOLO preßte die Musikanten,

soviel er konnte, gegen die Wand, und dann hinkte er mit gräßlichen Gebärden gegen die Zuhörer hin, die immer nachschoben, und schrie: *»Platzen Sie, platzen Sie!«*

Diese verstanden das nicht sogleich, nahmen's für die erste Vorstellung, beklatschten's und wären über den närrischen Kerl, der nun anfing, auf eine gar possierliche Art böse zu werden, bald für Lachen geplatzt. Er fing aber an, die vordersten zurückzudrängen, und rief immerfort: *»Platzen Sie, platzen Sie!«* Endlich verstanden sie's, zogen sich allmählich zurück und machten der Alten einen ziemlichen Platz.

Diese kam nun mit ihrem großen, breiten Fischbeinrock angeschifft und neigte sich nach hinten und vorne und nach beiden Seiten gar sehr pathetisch. Ihr Anzug bestand aus Kleidungsstücken, die ihr von verschiedenen sonst gespielten Rollen übriggeblieben waren, als aus der *Semiramis*, der *Ino*, der *Marzia* im *Catone* und dergleichen. Was sie sang, war eine sehr wütende Arie aus dem ›ORLANDO FURIOSO‹, die sie mit mehr als italienischer Heftigkeit sang und agierte. Ihr Mann stand mit dem Notenblatte hinter ihr und soufflierte; denn sie mußte beide Hände frei haben, um in der Luft Bäume zu ergreifen, sie grausam zu zerschütteln, auszureißen und unter die Zuhörer zu werfen, auch sich nach Gelegenheit wütend für die Brust zu schlagen, die Haare auszuraufen usw.

Die Arie hatte kaum fünf Minuten gedauert; demohngeachtet aber war die Alte so abgemattet davon, daß sie SIGNORE PICCIOLO und die alte bucklichte Frau halb für tot zu einem großen Stuhle hinführen mußten. Die Alte hatte in ihrer Wut den Flügel nicht vermißt, und da sie in der Arie mehr zu schreien als zu singen hatte, so wurd' ihr das Intonieren eben nicht schwer. Nun aber die Tochter dran sollte, wurde SIGNORE PICCIOLO erst gewahr, daß der Flügelspieler nicht bestellt worden, und ohne Flügel wollte die Tochter nicht singen.

Eigentlich glaubte sie wohl, durch diesen Ausweg für heute vom Singen, das so eigentlich ihres Amts nicht war, loszukommen; allein der listige Vater hatte bald unter den Zuhörern einen aufgefunden, der sich zum Akkompagnieren bequemte. Dieser wurde aber so wenig gewahr, daß der Flügel einen halben Ton tiefer stand als die übrigen Instrumente, und spielte tapfer drauflos. Was dem Übel noch einen guten Teil abhalf, war, daß der Flügel durchaus sehr verstimmt war, denn es hatte niemand dran gedacht, ihn stimmen zu lassen, und daß also viele Töne zu den übrigen Instrumenten so zufälligerweise akkordierten.

Was aber weder zum Flügel noch zu den Instrumenten stimmen wollte, war der Gesang der SIGNORA PICCIOLO. Sie irrte lange um den Ton herum, aus dem die Arie ging, und schloß die Arie, ohn' ihn gefunden zu haben. Sie hatte aber mit starren Blicken aus großen, weit aufgerissenen Augen, und mit niedergeschlagenen Augen, und mit halb umschleierten Blicken, und mit verstohlnen Blicken aus dem linken Augenwinkel hervor so gut abzuwechseln gewußt, hatte die rotgefärbten Lippen so mannigfaltig lächeln und spielen lassen, die Schnürbrust so oft zu eng für ihren Busen gefunden, daß sie am Ende der Arie mit lautem Händeklatschen belohnt wurde. Sie verneigte sich tief, die niedergeschlagenen Augen auf ihren hervorgepreßten Busen geheftet, und wurde noch einmal und noch stärker beklatscht.

Der alte PICCIOLO vergaß mit einmal die Wut, in die ihn *Gulden* gesetzt hatte, und hüpfte freudig der siegenden Tochter entgegen. Er raunte ihr sachte ins Ohr, die Hauptabsicht des Konzerts sei nun doch erfüllt. Die Mutter meinte aber doch, sie erzeigten der Tochter gar zuviel Ehre.

Gulden hatte während der ganzen Arie der Tochter des PICCIOLO mit diesem einen gar sehr heftigen Rangstreit geführt. Er sahe die Ehre seines Virtuosen aufs empfindlichste

dadurch gekränkt, daß dieser erst als der dritte auftreten sollte, und gebot dem Knaben, itzt gar nicht zu spielen. Diesem war das Gebot sehr willkommen, denn so wenig er sich auch für die große Menge von Zuhörern fürchtete, so wenig war ihm doch itzt spielerlich zumute, da seine Backen noch von den Ohrfeigen des Vaters glühten.

PICCIOLO aber wollte rasend werden, da all sein Bedeuten, all sein Zureden, sein Fluchen, sein Aufwiegeln der Zuhörer nichts über den alten *Gulden* vermochte. Endlich aber fand dieser selbst ein bequemes Mittel, sich zu überreden. Er tat den Vorschlag, daß seinem Knaben die gekränkte Ehre dadurch repariert werden müßte, daß für ihn unter den Zuhörern eine besondere Kollekte gesammelt würde. Nach langen Debatten wurde das zugegeben. Nun wurde der Knabe auf den Tisch gestellt und spielte sein tausendkünstliches Solo. Kaum stand der Junge auf dem Tische, so wurde er unmäßig beklatscht. Dieses verdoppelte sich beim Ende des ersten Allegros, welches er aber aus Scham für seine Stellung und für das Händeklatschen mit einiger Verlegenheit spielte. Wie er aber das Adagio anfing, erstaunten alle und selbst sein Vater so, daß sie verstummten. Noch nie hatte er mit so vieler Empfindung gespielt. Es klatschte auch wirklich kein einziger. Viele blieben starr ihn anblickend stehen. Einige murmelten sich sachte in die Ohren. Wohl mancher wischte sich die Tränen ab. Er hatte wirklich alle bis auf den gemeinsten Pöbel gerührt.

Gulden begriff's nicht. Aber der alte PICCIOLO fühlte den Grund. Er hatte bemerkt, daß der Knabe im ersten Allegro die zehnjährige Tochter ihres Wirts einigemal anblickte und jedesmal für Scham über und über rot wurde. Beim Anfange des Adagios hatte er nur mit halbem Blick hingesehn, ob sie noch da sei, und dann nicht mehr hingesehen, als da es zu Ende war, alsdann sie aber auch ganz offen angeblickt und,

da er Tränen in ihren Augen sah und sie beschämt niederblickte, selig auf ihrem Gesichte verweilt.

Nun spielte er die letzte Menuett mit Variationen, worin das ganze Paradies redend eingeführt war, aber mit weniger Lebhaftigkeit und Gaukelei, als er's wohl sonst schon gespielt hatte. Das Bravorufen und Händeklatschen nahm kein Ende, bis der alte *Gulden* mit dem Hute des Knaben die Einsammlung begann. Die meisten gaben recht gerne ihr Scherflein dazu. Nur die, die kein Geld hatten, fanden's impertinent, drückten die leeren Finger tief in den Hut und machten groß Aufhebens über die Geldschneiderei. Wohl überzählt kam noch für den Knaben sechs Taler sechs Groschen zusammen.

Nun erschien SIGNORE PICCIOLO in einer komischen Aktionsarie. Während des Solos hatte er seinen Anzug verändert. Er erschien in einer Kleidung, in der er auf den größten Theatern in der Welt den Dokter Pandolfo gespielt haben wollte. Eine weiße, hoch aufgekräuselte Perücke von Ziegenhaaren bedeckte seine Stirne, Ohren und den größten Teil der Backen. Hinten war sie mit einem seidenen rosenroten Bande hoch aufgebunden. Ein kurzer Rock mit hoher Taille und steifen Schößen, mit Goldpapier statt Tressen auf allen Nähten besetzt und großen Aufschlägen von bemaltem Blech statt Silberstoff, stand ihm steif von dem Nacken bis an die Kniekehle eine halbe Spanne um den Leib herum. Die lange, fast bis an die Knie reichende Weste und engen, überm Knie sich schließende Hosen waren von Löschpapier, besetzt mit einem kompletten Spiel Karten. Sehr witzig waren die Könige und Damen und Buben, jeder nach seiner besondern Spielfähigkeit, placiert. Cœur-As stand auf dem Herzen. Dazu hatte er rote Strümpfe mit goldenen Zwickeln und Schuhe mit hohen roten Absätzen. Noch einen sehr großen Hut, mit einer starken roten Feder besetzt, unterm Arm und einen kleinen porcelainenen Degen zwischen den Waden schlenkernd.

So stürzte er voller Wut aus dem nahheranstoßenden Kaffeezimmer heraus, und unterdessen das Ritornell ziemlich lange fortdauerte, agierte er mit ganz abscheulicher Wut auf die Türe zu, bis endlich am Ende des Ritornells an einem kleinen Gitterfenster über der Türe des Kaffeezimmers seine Schöne erschien. Diese war niemand anders als das alte bucklichte Weib in einem grünen Tiroler Sonnenhut; da zerschmolz seine abscheuliche Wut in noch abscheulicherer Zärtlichkeit, und er malte seiner Schönen das mächtige Klopfen seines Herzens. Es ging tippe tappe, tippe tappe, tippe tuppe, tippe tappe, tippe tuppe, tippe tappe – – –

Dieses waren die Worte zur ganzen Arie, die fast eine Viertelstunde dauerte. Wohl einige tausendmal wurden diese Worte wiederholt, und der Kerl pfiff und sang und schrie und brüllte alle Töne in der Natur durch. Im Anfange war es das Pfeifen der kleinsten Maus, und so durch alle Grade durch, daß es am Schlusse das heftigste Brüllen eines brünstigen Stiers wurde. Er war auch so ganz in seinem Himmel, daß er lange noch fortschrie, da die Musikanten schon für bauchenschütterndes Lachen zu spielen aufgehört hatten.

Was im Anfange seine zärtliche Wut noch komischer machte, war, daß sich die großen starken Kerls von ihren Notenpulten immer zu ihm hindrängten und ihn umzingelten, um den kleinen, zetergewaltschreienden Kerl ins Gesicht zu sehen. Wobei er dann unablässig hinten und vorne und zu allen Seiten ausschlug, um sich Platz zu machen, und zwischenein immer schrie: »Platzen Sie, platzen Sie, tippe tuppe, tippe tappe, platzen Sie, tippe tuppe, platzen Sie, platzen Sie – – –«

Nun sollte nach dem Gange der Arie der Sohn des Dokters aus dem Hause seiner Schönen erscheinen, damit der Vater wieder in seine erste Wut geraten und sich der Akt mit einem bravourvollen Duett endigen konnte. Der Sohn hatte aber Te-

nor zu singen, und dazu wollte sich keiner in der Stadt finden lassen. Der Alte, der gerne jede Gelegenheit nutzte, seine Aufzüge immer komischer zu machen, hatte einen jungen Menschen von der Musikantenbande, der das Fagott blies, dahin beredet, die Singepartie des Sohns auf dem Fagott zu blasen, und stellte ihm sein Pult unter das Fenster seiner Schönen. Wie dieser nun in der Unschuld seines Herzens die Partie des Sohns zu blasen anfängt, geht PICCIOLO mit Tigerwut auf ihn los und zerarbeitet sich gar grimmig gegen den Fagott. Der junge Mensch wär für Schreck fast in die Knien gesunken und spielte daher, ohn es zu wissen, desto natürlicher die Rolle des erschrocknen betroffnen Sohnes.

Der größte Teil der Zuhörer war mit dieser Vorstellung ganz vorzüglich zufrieden und ließen ihren sehr lauten Beifall erschallen. Der eine schrie während dem Klatschen: *»Das is 'n verfluchter Kerl«*, der andre: *»Potz Geck und kein Ende«*, noch ein andrer: *»Der Kerl hat den Teufel im Leibe.«* Gegen all die Lobeserhebungen verneigte sich PICCIOLO mit unbeschreiblicher Selbstgefälligkeit und Behaglichkeit.

Die denn aber unter den Zuhörern nur einigermaßen Ohren hatten, waren, ohnerachtet sie über den närrschen Kerl im Anfange herzlich lachen mußten, gar sehr froh, daß das Blitzhagelzetergeschrei einmal ein Ende hatte. Unter diesen war auch ein Mann, der sich an solchen Possen in seinem Leben schon satt gesehen und satt gelacht hatte, hier also ungerührt geblieben; der auch übrigens die Eigenschaft hatte, daß er, wenn er einmal sein Stück Geld wozu anlegte, schlechterdings in nichts anders Vergnügen finden konnte als gerade daran, wozu er das Stück Geld angelegt. Dieser hatte von Anfang des Konzerts an eine sehr unzufriedene Miene gemacht und während der Arie des PICCIOLO sein großes Mißfallen gar deutlich bezeugt. Demohngeachtet rief er am Ende der Arie ganz allein sehr ernsthaft: »DA CAPO!«

Die übrigen, die ihn kannten, wunderten sich, ärgerten sich auch, daß sie das Geschrei noch einmal hören sollten. Indessen nahm SIGNORE PICCIOLO, so atemlos und wassernaß er auch war, die Einladung mit großen, bockspringigen Bücklingen auf und hub seine Arie von neuem an. Auch nicht ganz unvorbereitet; denn nun fing er beim Brüllen des brünstigen Stiers an und hörte mit dem Pfeifen der Maus auf. Er war aber schon zu sehr entkräftet, als daß er das Herz seiner vorher geführten, erschütterten Zuhörer abermals mit Sturm hätte einnehmen können. Auch wollte sich der junge Mensch nicht mehr zur Partie des Sohnes bequemen, und der keuchend wütende Alte ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, sein Leben zu retten, und brach da, wo das Duett einfallen sollte, wohlbedächtig ab.

Das erregte nun unter den vorher lautgewordenen Zuhörern großes Mißfallen, und er blieb völlig unbeklatscht. Die übrigen waren froh, daß es zu Ende war. Indem ruft derselbe ernsthafte Mann noch einmal: »DA CAPO!« PICCIOLO, der kaum mehr auf den Beinen stehen kann, vermag nicht die hohe Ehre von sich abzuweisen und rüstet sich schon, zum dritten Male anzufangen. Da sich aber die übrigen Zuhörer alle dawider empören und alle mit Verwunderung und Verdruß nach dem aufgericht stehenden Mann hinsehen, sagt' er ganz kalt: *»Ich dachte, die Bestie sollte krepieren.«* Wie nun dem kleinen Kerl alle mit Gewalt in die Höhe getriebenen Muskeln sanken! wie er tief in den Boden blickend davonschlich! –

Nach der vorherbestimmten Ordnung sollten nun die Frau und Tochter ein Duett singen; allein sie waren beide in solchem entsetzlichen Husten begriffen, daß sie in Gefahr waren, zu ersticken. Es hatten nämlich alle die Herren, die sich aus dem Kaffeehause zur Hintertüre hineingeschlichen, sich so sachte ihre Pfeifen und Biergläser zum Fenster hinein-

reichen lassen, sich da im Hintergrunde des Saals mit ihren Schönen niedergelassen und trieben da ihr Wesen. Da die Herren nun aber allesamt keine kalte Pfeifen rauchten, so entstand sehr bald ein solcher greulicher Dampf im Saale, daß alles in einem dicken Nebel gehüllt war. Dieses war nun der entkräfteten Alten, die mit starken Zügen nach Luft schnappte, gar sehr auf die Brust gefallen, ebenso der engschnürbrüstigen Tochter.

Signore Picciolo eilt in der größten Angst seines Herzens zum Saal hinaus, um den alten Bedienten für die Ratz und für die Zahn zur Hülfe zu rufen, findet diesen aber von einer großen Menge Menschen umringt, wie er eben im Begriff ist, einem Polen den Zahn auszuziehn. Er hatte hier im Vorhause während des Konzerts sein Theater aufgeschlagen, und dies war schon der siebente Zahn, den er mörderlich anpackte. Es hielt mit diesem schwer, und er konnte also auf alles Zuschreien des Signore Picciolo, der sich mit seinem *»Platzen Sie, platzen Sie«* nicht durchdrängen konnte, nicht viel geben. Bis denn endlich der zweite Angriff gelingt und der Kerl zwei Zähne für einen herausbringt. Da stehen sie nun beide in großer Verlegenheit gegeneinander. Der Zahnbrecher in Angst für Prügel, der Pole in Furcht, der Kerl würde nun für zwei Zähne Bezahlung fordern, da er doch nur für einen Geld bei sich hatte.

Unterdessen hatte des Picciolo unbändiges Geschrei die meisten Zuhörer aus dem Saal ins Vorhaus gelockt, und das Konzert verlor sich so in sich selbst. Einige junge Herren waren zurückgeblieben, um der leidenden Schönen hülfreiche Hand zu leisten, und verloren sich in Werken der Liebe zum Nächsten.

Gulden hatte sich sogleich beim Ende der Arie mit den übrigen Musikanten in die Biervorratskammer zurückgezogen, für deren Anfüllung *Rothbart* den ganzen Tag vorher

treulich gesorgt hatte. Itzt machte er den Mundschenk und trank den Gästen mit Prost zu.

Unser Knabe und sein kleines liebes Mädchen, die solange Hand in Hand stumm nebeneinander gesessen hatten, waren um die in Ohnmacht gesunkene Alte beschäftigt und schnürten ihr in der Unschuld ihres Herzens die Schnürbrust auf. Dabei kam ihnen einer von den jungen Leuten, der sich nicht hatte vor die andern bis zur Demoiselle hindrängen können, zu Hülfe.

So fand es SIGNORE PICCIOLO, da er mit seinem Arzt für die Ratz und für die Zahn ankam, welcher denn auch die Darniederliegenden mit einem Guß kalten Wassers ins Gesicht gar bald aus ihrer Ohnmacht weckte. SIGNORE PICCIOLO war sehr dankbar gegen die menschenfreundlichen jungen Herren und nötigte sie den Abend in sein Logis. Viere von den Herren nahmen die Einladung an und begleiteten die Damen.

Gulden war schwer von den Bouteillen wegzubringen. Da indessen der alte PICCIOLO versicherte, er habe ein feines Souper veranstaltet, ließ er sich bewegen mitzugehen.

Unser Knabe führte sein kleines liebes Mädchen bei der Hand. Es war würklich ein liebes blondes blauäugigtes Mädchen, die, in aller Unschuld und Einfalt erzogen, nichts wußte als ihren Katechism, stricken, mit der Nadel sticken und Blumen pflanzen. Da sie nach Hause kamen, gingen sie beide in den Garten der Kleinen. Der Vater hatte ihr einen kleinen Teil seines Gartens zum Blumenpflanzen eingeräumt, und da pflegte sie sich die Blumen, die sie gerne sticken wollte, so zu pflanzen und sie, wenn sie aufgeblüht waren, hübsch bunt durcheinander in einen Strauß zu binden, den dann so zum Vorbilde auf ihren kleinen Rahmen zu legen und darnach zu sticken.

So gerne sie auch auf'm Hofe oder übrigen Garten mit

andern Kindern und besonders mit kleinen Knaben spielte, so ungern und selten nahm sie sie doch mit in ihren kleinen Garten. Sie wollten denn da man immer so die Blumen haben, rissen sie oft ab, eh sie recht aufgeblüht waren, und dann hatten sie sie nicht einmal so recht lieb. Nein, nein, so gerne sie auch ihre auf Leinewand gestickte Blumen verschenkte, so ungern gab sie eine Blume vom Stocke; sie vertauschte vielmehr sehr oft mit andern Kindern ihr Frühstück oder Vesperbrot gegen Blumen.

Sonderbar war's aber, wie sie unsern kleinen *Heinrich* sogleich den ersten Abend in ihren kleinen Garten führte, ihm all ihre Blumen zeigte und, wie sie lang umsonst gewünscht hatte, daß *Heinrich* sie um Blumen bitten möchte, dieser aber immer so furchtsam bescheiden tat, immer über die Blumen hinsah, wenn sie ihn freundlich anblickte, wie sie ihm da einen allerliebsten Strauß von den besten Blumen pflückte und ihn, nachdem sie sie lange unentschlossen in der kleinen Hand getragen, um seinen Hut bat, er müßte aber auch nicht hinsehn, und sie ihm an den Hut steckte, und wie er über und über rot wurde und zitterte, da sie ihm den Hut aufsetzte.

Ihr war's, als wenn sie weinen und lachen sollte. Auch fand sie den Abend zum ersten Male, daß sie ihre kleinen Fußsteige zwischen den Blumenbeeten viel zu schmal gemacht hatte; denn *Heinrich* mußte immer hinter ihr her gehn, und sie hätt' ihn doch so gerne zur Seite gehabt.

Es war kurz vor Untergang der Sonne, da *Friederike* unsern *Heinrich* zum ersten Male in ihren Garten führte. Mit der untergehenden Sonne stieg der volle feurige Mond in die Höhe. Die Kleinen, die nur sich und den Blumen lebten, hatten weder das Untergehen der Sonne noch das Aufsteigen des Mondes bemerkt, bis endlich *Friederike* in ihrer eitlen Geschäftigkeit, mit der sie um den *Heinrich* herumsprang, bald hier ein verdorrtes Blatt abriß, bald dort einen Blumenstock

in die Höhe richtete und ihn befestigte, bald mit ihren kleinen Fingern die Erde unter den Blumen aufwühlte, ob sie auch zu trocken sei, und dabei *Heinrichen* fest und heilig versicherte, man könnte gar nicht vorsichtig genug mit den Blumen umgehn, eh man sich's versähe, hätten sie einen Pips weg – – bis sie, wie sie so recht keck einen dürren Zweig abreißen will, eine ganze Blumenstaude samt ihrer Wurzel ausriß, und

Friederike (das Gesicht mit den kleinen Händen bedeckt, den Kopf herabgeneigt, dann die Hände, von den für Scham glühenden Backen herabgleitend, tief gefaltet und hinauf an den Himmel blickend): Ach ich dummes, dummes Mädchen! (Sie erblickt den noch feuriggluhenden Mond.) Aber mein Gott, sehn Sie doch nur, lieber Musje *Gulden*, die Sonne steht ja jetzt höher als erst, da wir in den Garten kamen.

Heinrich: I je! – Aber es mag wohl nicht die Sonne sein. – Doch aber der Mond kann's ja auch ohnmöglich sein, das ist viel zu rot.

Friederike: Nein, der Mond kann's ohnmöglich sein, denn bei Mondschein geh' ich niemals in den Garten.

Heinrich: Nee, nee, es ist die Sonne.

Friederike: Sehn Sie nur, lieber Musje *Gulden*, das hat mir mein Papa verboten, bei Mondschein soll ich kein einziges Mal in den Garten gehn. Ach, und ich ginge zuweilen so gerne! Aber er hat's verboten –

Heinrich: I mein Gott, warum denn?

Friederike: Ja, das weiß ich nicht, das hat er mir nicht gesagt; er sagte wohl einmal was von Erkälten, aber das kann's wohl nicht sein, denn ich sitze ja oft mit ihm und der Mama bis zehn Uhr vor der Türe, da unter dem großen Kastanienbaum, wo die Bank daruntersteht. Mein jüngster Bruder und die jüngste Schwester sind denn schon lange zu Bette, aber ich geh nur erst, o das ist wohl schon – wohl schon fast ein gan-

zes Jahr, daß ich erst zu Bette gehe, wenn Mama und Papa geht. Nur in den Garten darf ich des Abends nicht gehen. Papa sagte auch wohl einmal was von ehrlichen Mädchen, aber das hab' ich ihm nicht recht verstanden. I nun, er muß doch so seine Ursachen haben, denn das glauben Sie mir nur, mein Papa hat mich recht lieb, er tut mir auch recht viel zu Gefallen, das kann ich nicht anders sagen.

Heinrich: Hat er Ihnen denn den Garten geschenkt? Kriegen Sie alle Blumen zu behalten?

Friederike: O ja, ich kann mit machen, was ich will, und da hat sich keiner was drum zu bekümmern, daß ich Ihnen einen Strauß gegeben. Nein, das muß wahr sein, mein Papa tut mir recht viel zu Gefallen; ich müßte lügen, wenn ich das anders sagte; aber wenn ich denn auch einmal ungehorsam bin, denn ist er auch sehr scharf, ach, sehr scharf.

Heinrich (sie ängstlich mit beiden Händen beim Arm ergreifend und sachte fortschiebend): Ach, denn gehn Sie doch nur lieber gleich herein, auf allen Fall, daß es der Mond wäre.

Friederike (die des *Heinrichs* sonst so freies, offnes Gesicht mit einmal so ängstlich verzogen sieht, blickt ihn mit fragenden Augen und halbgeöffneten Lippen an, wird blaß und weiß nicht, ob sie gehn oder bleiben soll).

Der Vater (am Fenster mit der vorgesteckten Serviette, laut): *Friederike!*

Friederike (sich zusammennehmend): Gleich, liebes Papachen. Ich will nur einen gelben Veilchenstock noch anbinden.

Heinrich (mit ängstlicher Stimme sie treibend): Ach lassen Sie das doch nur, kommen Sie doch nur, liebste – –

Friederike: Nun gut, ich will das lieber auf morgen früh lassen. (Forteilend) Ich will morgen recht früh, recht früh in den Garten gehn. Sie schlafen aber wohl lange?

Heinrich: Ja – – O nein – –

Und nun war *Friederike* in der Stube, und *Heinrich* horchte an der Türe und sah durchs Schlüsselloch, ob sie auch unfreundlich empfangen würde. Der Vater hatte aber ihr unschuldiges Gespräch am Fenster mit angehört und ließ es bei einer gelinden Ermahnung bewenden. *Heinrich* ging nun langsam die Treppe hinan und vergaß, die zweite Stufe immer, wie gewöhnlich, zu überspringen.

Beim Schlafengehen nahm er sich fest vor, den folgenden Morgen um fünf Uhr aufzustehen und in den Garten zu gehen. Darüber konnt' er gar nicht einschlafen bis endlich gegen Morgen, da überfiel ihn der Schlaf, und er schlief bis sieben. Da sprang er, bös auf sich selbst, schnell aus dem Bette, zog sich, für Unwillen weinend, ganz still an und schlich sachte zur Tür hinaus und nun heidi in den Garten.

Friederike war schon bald eine Stunde im Garten und war all Augenblick an die Gartentüre gelaufen, zu sehen, ob er noch nicht käme. Da er kam, war sie eben von der Türe weg in den Garten gegangen. Nachdem *Heinrich* eine Weile unentschlossen an der Gartentüre gestanden, trat er, ihr so ganz unerwartet, in die Türe. Sie war eben wieder im Begriff, an die Türe zu laufen, läuft auf ihn zu und fällt ihn recht freudig um den Hals. Kaum hatte sie aber mit ihren Lippen ihn berührt, als sie schnell zurückflog, ihr glühendes Gesicht mit der kleinen Schürze bedeckte und beschämt mit halber Stimme sagte: »Ach mein Gott, ich dacht' wohl gar, es wär mein jüngster Bruder.«

Heinrich (mit zitternder Stimme): I das hat ja nichts zu sagen – I das kömmt ja wohl.

Ich halte mich für einen Teil meiner Leser vielleicht schon zu lange bei diesen mir so lieben unschuldigen Szenen auf, ich will deshalb nur noch sagen, daß den beiden lieben Kindern seit der Zeit immer herzlich bange war, wenn sie nicht beisammen sein konnten. Friederike suchte sich denn immer, so-

viel sie konnte, von ihren Geschwistern und Gespielinnen loszumachen, und mußte sie unter ihnen sein, so pflegte sie ganz ausgelassen viel zu lachen; denn weinen wollte sie doch nicht gerne vor den Augen der andern. Ihren jüngsten, achtjährigen Bruder gewann sie nun besonders lieb und nahm ihn sehr oft, wenn *Heinrich* nicht da war, mit sich in den Garten, und dann herzte und küßte sie ihn so viel und beschenkte ihn mit Blumen, daß der seines Bleibens nicht wußte. Heinrich aber, der am Tage die meiste Zeit oben in der verschlossenen Kammer, die leider nicht nach dem Garten ging, die Geige üben mußte, kam immer von dem vor sich habenden Stück ab und fiel so in eigene Phantasien, die gemeinhin in den traurigsten Molltönen herumirrten.

Konnten sie aber nur irgend von ihren Eltern sich losbitten oder sich davonschleichen, so waren sie zusammen im Garten. Und dann war ihnen so wohl. *Heinrich* leistete seiner lieben Kleinen in ihrer Vorsorge für die Blumen fleißig hülfreiche Hand. Er trug ihr das Wasser herbei; er machte ihr das kleine Zuschlagemesser, womit sie die Blumen zu beschneiden pflegte, auf und zu; er richtete sie sehr besorgt und sehr geschwind auf, wenn sie beim Knien vor den Blumen niederfiel, und putzte ihr den Staub von den Kleidern – –

Auch trieben sie miteinander allerlei unschuldige, kindische Spiele und waren dann so seelenvergnügt dabei, daß sie oft Essen und Trinken drüber vergaßen. Wenn sie dann so vom Ballspiel oder Wettlaufen oder Kreisel- und Tonnenbandschlagen sehr erhitzt waren, dann fächelte einer den andern mit seinem Tuche kühl. Bisweilen nahm wohl auch *Friederike* ihre kleine Schürze dazu, die reichte dann aber nicht recht in die Höhe, und da mußte Heinrich ins Gras niederknien. Wie sie dann schon bekannter miteinander waren, sich schon Schwester und Bruder nannten – es geschah so ziemlich in den ersten Tagen –, da zog dann wohl *Heinrich* seine kleine

Schwester zu sich ins Gras, und sie riß dann Grashalme aus und bewarf ihn damit, und er – tat dasselbe, bis sie wieder ganz erhitzt waren.

Obgleich sie nun nicht die geringsten Heimlichkeiten bei ihren Spielen hatten, so war ihnen doch ihr ganzes Vergnügen verstört, sobald sich andre Kinder dreinmischten, und gemeinhin prügelte sich dann *Heinrich* mit allen Jungens herum, und *Friederike* weinte sich oft bei solchen gemischten Spielen die Augen ganz rot, daß *Heinrich* ihr dann, eh sie hineingingen, die Augen behauchen mußte, damit sich die Röte verlor. – –

Mit Gewalt reiß' ich mich vom Bilde der Unschuld los, um die Geschichte des Konzertabends zu verfolgen. Es war acht Uhr, da *Gulden* mit dem SIGNORE PICCIOLO, dessen Familie und Gästen, zu denen noch die Tochter zwei häßliche Mädchen von ihrer Bekanntschaft eingeladen, in das Zimmer des SIGNORE PICCIOLO ankam. Da dieser erst die Tauben, die den Abend verzehrt werden sollten, selbst braten mußte, so schlug die Tochter zu Ausfüllung der Zwischenzeit ein kleines Pharaospiel vor. Die jungen Herren sogen das zuckersüße Lächeln von ihren zinnoberroten Lippen und die wohlverteilten Seitenblicke aus ihren spielenden Augen begierig ein und spielten schon im Geiste.

Die Mutter ließ sich vom alten *Gulden* fünf Taler kleine Münze geben, den Friedrichsdor dafür wollte sie hernach aus dem Schrank holen, und machte die Bank. Da ihr selbst das Abziehen zu beschwerlich wurde, so mußte der alte Bediente für die Ratz und für die Zahn, der auch *für die Narr* ausgelernt war, das Geschäft über sich nehmen. Die Alte mischte die Karten. Der geringste Einsatz gegen diese Bank von fünf Talern sollte ein halber Gulden sein.

Die höchst unerfahrnen jungen Leute merkten nicht einmal auf die alten klebrichen Karten, mit denen abgezogen

wurde, viel weniger auf die feinen Betrugskünste und besetzten ihre Karten, die ihnen die junge SIGNORA in großer Menge aus ihrem Buche herauszog, gar fleißig. Ihr Spiel war bald geteilt in Karten, die sie für die Damen und vorzüglich für SIGNORA PICCIOLO besetzten, und in andere für sich. Die Herren hatten auch eine so glückliche Hand, daß die Karten, die sie für die Damen besetzten, immer gewannen, währenddessen die ihrigen flogen, als wären sie mit Quecksilber gefüllt. Was sie aber auch wieder an feinen und groben Gunstbezeugungen gewannen! Die ganze junge SIGNORA war von der Fußspitze bis zur hängenden Locke am Halse für sie in Bewegung.

Gulden hatte anfänglich nur zugesehn, aber bald gefiel ihm das Spiel so gut, daß er rief: »*He, frisch gewagt is halb gewonnen!*« und einen harten Taler auf die Dame setzte, die ihm die alte SIGNORA mit liebegrinzenden Augen hinreichte. Und siehe, *Gulden* gewinnt seinen Taler. Die Alte beredet ihn zum Paroli, aber *Gulden* meint: »Ein Haben is besser als zehn Kriegen«, und läßt sich seinen Taler bezahlen. Besetzt aber den Buben von neuem, mit einem harten Taler, und gewinnt den auch. Nun sieht er, daß das Spiel ihm wohlwill, nimmt einen Stuhl und spielt ordentlich mit, und um die glückliche Stund recht zu nutzen, setzt er einen Friedrichsdor auf die Dame, die während, daß er sie unbesetzt ließ, zweimal auf die rechte Hand gefallen, nur noch einmal drinnen ist und auf heimliche Eingebung der jungen SIGNORA von allen eifrigst besetzt wird. Aber die verliert und bringt der Bank über drei Friedrichsdor, denn die jungen Herren hatten ihr Spiel auch schon lange doubliert.

Nun ging's, wie es mit unerfahrnen Spielern bei Hasardspielen immer zu gehen pflegt, von allen Seiten hitziger. *Gulden* verlor immer mehr und mehr und fluchte dabei alle Teufel und alle Heiligen zusammen. Einmal gewann er und

zehnmal verlor er. Wie er schon gegen zwölf Friedrichsdor verloren hatte, schrie er nach seinem *Heinrich*, der schon bald eine Stunde, da er seine liebe *Friederike* hatte verlassen müssen, hinter des Vaters Stuhl stand und mit großer Begierde dem Spiele zusah. *Gulden* rief ihn, um zu versuchen, ob der Knabe eine glücklichere Hand hätte. Dieser mußte daher die Karten für den Vater ziehen und selbst welche mit einem halben Gulden besetzen.

Die alte SIGNORA, die den *Gulden* für die Zukunft noch aufsparen wollte, hielt es für das beste Mittel, ihn einigermaßen zu besänftigen, daß sie den Jungen einige Taler gewinnen ließ. Da sie aber merkte, daß die jungen Herren schon heimlich voneinander Geld liehen und daß sie alle nicht mehr recht eifrig besetzten, ließ sie dem alten Picciolo wissen, daß seine Tauben nun fertig sein könnten, sie wär mit den Schafen schon fertig. SIGNORE PICCIOLO gab ihr seine Herzensfreude darüber durch ein lautes Hahnenkrähen zu erkennen und kam, da *Heinrich* zur großen Freude seines Vaters eben im besten Gewinn war, den Tisch, worauf sie spielten, zu dekken. Die Alte wies ihn zornig ab: Ob er nicht wüßte, daß das von den Herren dependierte, die im Verlust wären. Die Herren hatten aber ihrer leeren Taschen und gespitzten Mäuler wegen schon längst das Ende des Spiels gewünscht, und *Guldens* feurige Protestation wider 's Essen half also nichts. Es wurde gedeckt und gegessen. Beim Essen sprach die junge SIGNORA von Champagner und ungarischen Wein, die Alte meinte aber, Cardinal wäre jetzt besser, dahingegen Picciolo behauptete, man müßte in dieser Jahreszeit nichts als Selzerwasser mit Rheinwein trinken. Während dieser Rede schlich sich einer von den jungen Herren hinaus, die andern winkten ihm zu und bestellten unten beim Wirt für ihre Rechnung Champagner, ungarischen Wein, Cardinal, Selzerwasser und Rheinwein hinaufzubringen. Darüber war nun PIC-

CIOLO und seine ganze Familie über alle Maßen beschämt und betroffen, auch konnten sie gar nicht so recht herzhaft von den schönen Weinen eingießen, und es blieb wohl über die Hälfte stehen. Wurde wohl aufgehoben.

Gulden und die alte SIGNORA hatten's sich allein recht gut schmecken lassen; und da der eine voll Wut, die andre voll großer Freude ans Werk gegangen, so waren sie beide sehr bald himmeldick besoffen. *Gulden* ließ seine Wut in ganz desperaten Karessen an die Alte aus. Die Alte ließ sich aber nicht grausam finden. Bald waren sie ganz miteinander beschäftigt.

Der alte PICCIOLO, nachdem er seiner Tochter die Klugheit eingeschärft, gegen die freigebigen jungen Herren ja höchst sparsam mit ihren Gunstbezeugungen zu sein, setzte sich hinter den Ofen und schlief ein.

Die Tochter, die selbst wohl einsah, wie sehr ihr dauernder Vorteil davon abhing, daß die jungen Herren ungesättigt blieben, suchte die übrige Gesellschaft immer soviel möglich zu vermischen und schlug endlich Pfänderspiele vor. Unser *Heinrich* wurde auf Verlangen eines der häßlichen Mädchen mit dazugezogen. Diese war von den jungen Herren den Abend über gar zu sehr zurückgesetzt worden, und deshalb hatte sie zu etwanigen Ersatz den kleinen *Heinrich* in Affektion genommen und lehrte ihm bei Tische, da das Küssen die Reihe herumging, wie er recht zierlich und zärtlich küssen müßte – –

Sooft ich an dergleichen Szenen komme, die unserm lieben Knaben seine glückliche Unschuld immer mehr und mehr rauben und so den Samen zu seinem künftigen Unglück streuen, entfällt mir die Feder: ich kann, ich mag solche Szenen nicht ausmalen. Leser, die die Welt kennen, kennen auch die groben und feinen Künste solcher elender Weibsstücke. Denen aber, die das unschätzbare Glück noch besitzen, die Welt nicht zu kennen, denen möcht' ich sie um alles in der

Welt nicht näher kennen lehren, als es nötig ist, sie darauf aufmerksam zu machen, damit sie sie fliehen und verabscheuen; und haben sie Kinder, die sie in die große Welt stoßen *müssen*, diese beizeiten dafür bewahren, sie ihnen fliehen und verabscheuen lehren.

Es war zwei Uhr des Morgens, da die jungen Herren das Haus verließen. Der eine, ein kurländischer Student, nahm eine noch nicht bezahlte goldene Uhr und der andre, ein pohlnischer Fähnrich, einen ebensowenig bezahlten brillantenen Ring weniger mit heraus, als er hineingebracht hatte. Auch hatte dort unter diesen beiden die Eifersucht ihren verderblichen Samen gestreut, und mancherlei Stichelreden hatten ihnen schon oft gegenseitig das Blut zu Kopfe getrieben und die Hand zum Degen geführt, den sie denn aber doch aus Respekt gegen die SIGNORA steckenließen. Kaum aber waren sie auf der Straße, so ging der Krakeel von neuem an, und es währte nicht lange, so schimpften sie sich, zogen vom Leder und hieben sich auf dem Markte. Der Fähnrich bekam eben eine Schramme über die Nase, als die Rathauswache dazukam und die Herren allesamt, die beiden Kaufdiener nicht ausgenommen, arretierte. Sie setzten sich anfänglich zur Wehr, der Kurländer verwundete auch einen Soldaten sehr schwer, zuletzt behielt' aber die Wache die Oberhand, und sie wurden nach der Wache geschleppt.

Was ihre Lage in der Wachstube völlig abscheulich machte, war, daß sie alle ganz ohne Geld waren. Der alte Bediente für die Ratz und für die Zahn, oben an der Treppe, und das bucklichte Weib, unten an der Türe stehend, hatten ihnen noch das letzte Silbergeld zum Trinkgeld abgebettelt. (Ihrer beiderseitiges Gehalt bestand eigentlich in solchen Einnahmen.) Da von den Soldaten keiner, ohne vorher bezahlt zu sein, zum Barbier gehen wollte, so mußte mein Herr Fähnrich die Nacht über unverbunden bleiben. Doch was kümmert mich deren

ganzer Prozeß, der ihnen nachher die Hölle noch sehr heiß machte!

Unterdessen die jungen Herren in der Wache schmachteten und im Herzen wüteten, ging's in der Wohnung des PICCIOLO gar lustig her. Dieser, der während des ganzen Kommerzes keinen Augenblick geschlafen, obschon er die Augen immer fest zuhielte und tapfer schnarchte, sprang, sobald die jungen Herren zur Stube heraus waren, von seinem Stuhl auf und sah der Zurückkunft seiner Tochter, die die Herren die erste Treppe hinunterbegleitete, durch die Türritze mit Sehnsucht entgegen. Diese verweilte sich etwas lange, denn sie bemühte sich, den Ring so gut als irgend möglich an ihrem Leibe zu verbergen, damit ihn die Eltern nicht sähen und sie ihn ihrem rechten Liebhaber, dem jungen, jüngst vertriebenen Kaufmann, den sie aus heftiger Leidenschaft unterhielt, zustecken könnte, um ihn dadurch womöglich zu verbinden, daß er sie zur Frau nähme.

Die Uhr hielt sie in der Hand, da sie hinaufkam. PICCIOLO aber, der ebensogut vom Ringe wußte, fragte zuerst nach diesem. Davon wollte sie nichts wissen. Nun ging die Katzbalgerei los. Eine Weile blieb's bei gegenseitigen Schimpfen, Fluchen und Drohen. Dann gab's von seiten des Herrn Vaters die erste Ohrfeige. Die Jungfer Tochter, die noch Lebensart genug hatte, nicht sogleich wieder zu schlagen, drohte, die Uhr noch immer in der Hand haltend, daß, wenn er sie noch einmal anrührte, sie die Uhr sogleich in tausend Stücke zertreten wollte. Darauf erfolgte ein zweiter, härterer Kopfschlag und zugleich ein Griff nach der Uhr. Sie stieß den Alten aber, daß er weit von ihr taumelte, warf die Uhr auf die Erde und trat sie mit großer Wut in kleine Stücken.

Nun flog unser hinkender Held mit teuflischer Wut auf sie zu, warf sie, ihrer ernstlichen Gegenwehr ohngeachtet, auf die Erde, riß ihr die Haare in großen Büscheln aus dem Kopf,

die Kleider vom Leibe, fand aber nicht den Ring. Über den gräßlichen Lärm war die im Winkel liegende alte SIGNORA aufgewacht, taumelte auf die blutenden Streiter zu, und da sie sie nicht mit Zerren und Kneipen auseinanderbringen konnte, goß sie ein groß Glas kaltes Wasser über sie aus.

Das kühlte den alten PICCIOLO etwas ab, und er vermochte nun der Alten den Betrug und das mit Füßen getretene Glück der Tochter nachdrücklich vorzustellen. Die Mutter fand's zwar auch bis zum Schimpfen und Fluchen abscheulich. Da die Tochter denn aber doch übel zugerichtet war, so blieb's von ihrer Seite beim Schimpfen und Fluchen, wovon die Hälfte noch den Herrn Gemahl traf.

Die Tochter, die aufs Bette gebracht wurde, hatte bei all ihren Schmerzen die innere Freude, daß ihr Ring unentdeckt geblieben, daß sie ihn bald, wenn die Alten nur zu Bette gingen, an ihren Liebhaber würde geben können – denn ihre gewöhnliche Zusammenkunft war bald nach Anbruch des Tages, wenn die Alten am festesten schliefen – und daß ihre Wunden und Beulen vielleicht so viel über ihn vermögen würden, daß er sie gleich mit sich in sein Haus nähme. Ihre Wünsche wurden erfüllt. Die Eltern gingen, nachdem sie eine auf dem Tische stehende halbe Bouteille Champagner ausgeleert, zu Bette. Der Liebhaber kam mit Anbruch des Tages und nahm sie mit zu sich. Obschon er sich nicht zur Trauung verstehn wollte und sie wohl einsah, daß sie das bald wieder unglücklich machen würde, so zog sie doch das entfernte Unglück dem nahen vor, ging mit ihm und hoffte, durch ihre List das endlich noch zu erhalten, was sie durch Aufopfrung ihrer und ihrer Habseligkeiten nicht hatte erhalten können.

Gulden, der den Abend neben dem Wein viel schweres Bier getrunken, war auf keine Weise zu erwecken gewesen. *Heinrich* hatte ihn oft während des Tumults freundlich zugeredet und bei der Hand geschüttelt, wurde aber, sobald es der Alte

fühlte, mit Fußstößen weggetrieben. Er mußte ihn also in dem Winkel, wo er neben der Alten eingeschlafen war, liegenlassen, setzte sich weinend neben dem Alten und ging, da ihn PICCIOLO nicht die Nacht über da wollte sitzen lassen, mit quälender Unruhe im Herzen zu Bette.

Er wußte gar nicht, wie ihm so ganz sonderbar zumute war: so ängstlich, so wüste, so voll. Es war ihm, als wenn ihm in allen Gliedern etwas läge, das ihn forttriebe, und doch war es ihm so schwer, so beklommen, daß er nicht das geringste hätte unternehmen können. Er sehnte sich so herzinniglich und wußte nicht, wonach. Er fühlte innern Abscheu und wußte nicht, wofür. Tausend Bilder schwebten vor seinen Augen. Tausendfaches Geschwirr von Tönen summte um seine Ohren. In der Brust war es ihm so hohl, so leer, im Kopfe voll und schwer, wie mit Blei gefüllt. Hände und Füße zitterten ihm. Das Herz flog hoch. Er hatte das Licht auszulöschen vergessen. Es stand unter einem großen Spiegel, der gerade über sein Bette hing. Von ohngefähr erblickt er sein Gesicht im Spiegel, sieht es totenblaß, die Augen umnebelt und starr, die Schläfe aufgeschwollen, die Augenbraunen zusammengezogen, die Nasenlöcher ohngewöhnlich stark geöffnet und in starker Bewegung, die Lippen blau und zitternd, die Oberlippe schief in die Höhe gezogen, die Unterlippe gesenkt, die Zähne auseinander – –

Lange starrt er sein Bild an und kann sich nicht entschließen, ihm entgegenzugehn. Endlich springt er aus dem Bette, geht die ersten Schritte schnell, dann langsamer, dann wankend drauf zu und löscht das Licht aus. Aber das Bild bleibt ihm vor Augen, er fängt stärker an zu zittern, irrt lange herum, ohne sein Bette zu finden, findt es endlich und wirft sich mit einem ängstlichen Schrei hinein, das Gesicht in die Betten verhüllt.

Aber die Schreckbilder währen fort. Unter ihnen erscheint

ihm auch seine gute Mutter weinend und betend, wie er sie oft und beim Abschiede noch gesehn. Nun entstürzt ihm ein Strom von Tränen, und er weint und heult laut. Es fällt ihm schwer aufs Herz, daß er die letzte Ermahnung seiner Mutter, stets Gott vor Augen zu haben und fleißig zu ihm zu beten, ganz aus der Acht gelassen, daß er, solang er von ihr ist, noch keinen Abend und keinen Morgen gebetet. Unter tausend Tränen betet er laut sein gewöhnliches, auswendig gelerntes Abendgebet. Dabei denkt er sich sehr lebhaft ein Bild, das zu Hause über seinem Bette zu hängen pflegte, die Mutter Maria mit dem Kindlein auf'm Schoße vorstellend. Aber Maria sieht aus wie seine Mutter und das Kind wie Friederike; es wird ihm nicht leichter; es tobt unaufhörlich in ihm fort, und der arme Junge wäre diesem schrecklichen Gemütszustande, diesem plötzlichen Erwachen der Leidenschaften, durch frühe Bekanntschaft mit dem Laster geweckt, sicher erlegen, hätte ihn nicht der anbrechende Tag und das Aufklinken an seiner Türe durch die entfliehende SIGNORA einigermaßen herausgerissen.

Diese hatte der Mutter alles gewonnene Geld und dem alten schlafenden *Gulden* alles, was er von der Konzerteinnahme bei sich hatte, und noch dabei sein eignes Reisegeld aus der Tasche genommen und wollte im Vorbeigehen versuchen, ob die Türe des *Gulden* offen wäre und ob da noch etwas mitzunehmen sei. *Heinrich* hatte sich aber eingeschlossen, und da gab sie sich denn weiter keine Mühe. Indessen war dadurch bei *Heinrich* die Furcht vor Diebe entstanden, und diese benahm seinem vorigen Schrecken die Gewalt. Einschlafen konnt' er aber nicht, er stand auf und schrieb an seine Mutter, welches er auch bisher unterlassen hatte.

Kaum aber war die Sonne so hoch gestiegen, daß auch in der engen Straße am hohen Giebel des gegenüberstehenden Hauses ihre Ankunft zu sehen war, so trieb's ihn nach dem

Garten zu seiner *Friederike.* Es war ihm aber heute so ängstlich, als wenn er nicht gehn dürfte. ›Vielleicht weint sie, vielleicht ist sie bös auf mich, vielleicht ist sie gar nicht einmal da oder hat die Gartentüre zugeschlossen.‹ All das war ihm sonst gar nicht zu Sinne gekommen, itzt aber peinigte es ihn so sehr, daß es ihm wirklich sehr viel Anstrengung kostete, hinunterzugehen.

Lange stand er erst oben an der Treppe, dann wieder unten an der Treppe, dann an der Gartentüre und zitterte und bebte für Angst. Endlich wagt er's, tritt in den Garten und sieht das kleine liebe Mädchen da sitzen und weinen. Er wäre für Scham und Schmerz fast in die Knie gesunken. Kaum wird sie ihn aber gewahr, so springt sie auf, läuft ihrem Bruder *Heinrich* wie gewöhnlich mit herzlicher Freude entgegen, und indem sie ihm recht freundlich zulacht, rollen noch immer die hellen Tränen die Wangen hinab. Wie sie aber seine Totenblässe, seine Angst sieht, schwindet ihr Lächeln, und sie weint laut.

Heinrich wagte es nicht, zu fragen, was ihr fehlte, warum sie weinte; sein unruhiges Gewissen klagte ihn als die Ursache davon an. *Friederike* vermocht' es lange nicht, ihm zu sagen, daß ihr Vater gestern abend sehr bös auf die liederliche Wirtschaft gewesen und geschworen habe, das lose Gesindel den folgenden Morgen aus dem Hause zu schaffen. Nun wußte sie zwar nicht recht, ob er damit auch *Gulden* gemeint, und fing ihre Unterredung mit der Frage an, ob *Heinrich* gestern mit seinem Vater bei SIGNORE PICCIOLO oben gewesen. Da ward's ihm gewiß, daß sie um ihn weinte, und er erzählte ihr im bittenden Tone die ganze Geschichte der gestrigen liederlichen Wirtschaft.

Wie er dran kömmt, daß die eine Mamsell ihm habe wollen zierlich und zärtlich küssen lehren, wird er über und über rot, wie mit Blut begossen. Es tat aber auf *Friederiken* eine

ganz andre Wirkung, als ihm sein unruhiges Gewissen prophezeite: Sie ward heiterer, ward begierig nach der Kunst und bat ihn, sie ihr auch zu lehren. Das Zierliche ward ihm schwerer als das Zärtliche.

Auch die Geschichte vom Pfänderspiel tat eine ihm unerwartete Wirkung auf das kleine Mädchen. Es war, als wenn ihr *Heinrich* wichtiger dadurch ihr würde, als wenn sie nur unzufrieden war, daß sie nicht mit dabeigewesen. Bei Spielen mit Kindern war das doch ganz anders mit ihr gewesen.

Wie er aber seine Geschichte vollendet hatte, schöpfte er aus ihrer Heiterkeit Mut und fragte, warum sie erst so geweint, und kaum fängt sie ihm an den schrecklichen Vorsatz des Vaters zu entdecken, so geht oben der Lärm los.

Der Wirt war früher aufgestanden, um die lose Wirtschaft noch den Morgen loszuwerden, hatte den alten PICCIOLO geweckt und ihm ganz kalt gesagt: Da sein Haus doch einmal nicht so recht bequem für liederliche Wirtschaft eingerichtet wäre, so möchte er so gut sein, die hier angefertigte Rechnung von zweiundvierzig Talern zu bezahlen und sich ein andres Logis zu erwählen. SIGNORE PICCIOLO hörte in dieser Anrede nichts als das: ›*liederliche Wirtschaft*‹, und da er selbst nie dagegen so recht in Eifer geraten konnte, rief er seiner Frau und Tochter, daß sie kämen, ihre Ehre zu verfechten. Der Wirt meinte, er habe an einer genug. Und siehe da, es kam auch nur eine, denn die Tochter war nicht zu finden. Alles Suchen war vergeblich, und das vermißte Geld aus der Mutter Tasche bestätigte bald ihre Flucht.

Nun ging die Alte mit Sturm auf den SIGNORE PICCIOLO los, daß er sie gestern so gemißhandelt, und dieser wollte dem Wirt zu Leibe, daß sein Haus so unsicher sei. Der Wirt meinte aber, er hätte ihm seine Tochter nicht aufzuheben gegeben, sonst hätt' er sie in einem seiner eichenen Kleiderspinde verschlossen, wo sie keiner hätte beriechen sollen, viel

weniger stehlen. Mitten im abscheulichsten Wüten und Rasen der beiden Alten erinnerte er nur immer an seine zweiundvierzig Taler. Die Alte versicherte ihm mit Zetergeschrei, die Tochter hab' ihr all ihr Gold und Silbergeld mitgenommen. *»Wird soviel nicht gewesen sein«*, erwiderte der Wirt, *»sonst würde man wohl nicht seit acht Tagen die Lichte und das Leinöl haben auf Borg holen lassen.«*

Das alte bucklichte Weib schwur aber, ihre SIGNORA habe nur noch gestern abend vierzig Louisdor im Pharao gewonnen. »So, so«, sagte der Wirt, »von den jungen Herren? Die haben sich nicht weit von meinem Hause geschlagen, sind nach der Rathauswache geführt! I nun, den guten Leutchen wird auch die Zeit lang werden, die wollen auch Gesellschaft haben« – Und so ging er, die gefüllten und noch nicht bezahlten Bouteillen, die von gestern abend noch dastanden, untern Arm nehmend, sachte die Treppe hinunter, nahm ganz gelassen seine Pudelmütze ab und setzte seine Knotenperücke auf, zog seinen bunt kalmanknen Kascheking aus und zog seinen braunen Brüßler kamelottenen Rock mit durchbrochnen messingnen Knöpfen an, nahm seine ledernen Waschhandschuh unterm Arm, sein spanisches Rohr mit elfenbeinernen Knopf, eine schwimmende Seejungfer vorstellend, in die rechte Hand, seinen großen Hut in die linke, und indem er sich von seiner Tochter die schwarzen Tuchkamaschen abstäuben ließ, hustete er dreimal auf, als sänn' er auf eine Anrede, und dann ging er ganz langsam zum Herrn Bürgermeister, bat sich die Wache aus und ließ den SIGNORE PICCIOLO mit seinem ganzen Anhange zu den jungen Herren in die Rathauswache führen. Dem SIGNORE PICCIOLO gab er an die jungen Herren die Rechnung für den gestrigen Wein mit.

Für *Gulden* interessierte sich ein pohlnischer Fürst, der seit zwei Tagen in dem Gasthofe logierte und den Knaben hatte spielen hören. Er war ein sehr großer Freund der Musik,

hatte selbst eine ansehnliche Kapelle, und schon war ihm der Gedanke eingekommen, unsern *Heinrich* mit nach *Warschau* zu nehmen.

Guldens Wut über das gestohlne Geld war unbeschreiblich. Das erste war, daß er den armen Jungen bei den Haaren die Treppe hinaufschleppte – das mußte *Friederike* sehen – und ihn ganz erbärmlich abprügelte, weil er ihn nicht geweckt, nicht bewacht hatte. Seine Wut verwandelte sich bei Ankunft der Wache in Angst, mit weggeschleppt zu werden. Sein und des Knaben Wehklagen führte den pohlnischen Fürsten auf den Hausflur und bewog ihn zum Mittler.

Auch konnte *Gulden* das Seinige zur Befriedigung des Wirts beitragen, denn die vom Abt erhaltene Dose und zwölf Dukaten hatte er in seinem Kasten wohl aufgehoben. Acht Dukaten mußte er an den Wirt bezahlen. Da er nun aber wehklagte, wie er mit vier Dukaten nach Warschau kommen sollte, erbot sich der Fürst, seinen Knaben mit hinzunehmen; für den Alten habe er keinen Platz. *Gulden* erbot sich aber sogleich, auf dem Bock zu sitzen, wenn der Fürst nur sein *Heinchen* in den Wagen nehmen wollte. Das ließ sich der Fürst gefallen, und es ward also bestimmt, daß sie morgen früh abreisen wollten.

Gulden fertigte nun den treuen Rothbart ab, gab ihm für die bisher treulich geleisteten Dienste den Schecken und sandte seiner Frau die Dose und einen Dukaten. Mit dem Auftrage, die Dose wohl aufzuheben. Erst aber zu allen Hohen und Niedrigen in der Stadt hinzugehen, die Dose zu präsentieren und dabei zu erzählen, *Heinrich* habe sie mit hundert Dukaten gefüllt – es gingen kaum funfzig in die Dose – vom Könige von Polen bekommen: Der König trüg' ihn sehr oft auf dem Arm und könnte sich gar nicht satt an ihm küssen. Von dem Dukaten sollte sie sich gute Tage pflegen und es den Leuten sehen lassen.

Von PICCIOLO will ich nur noch dieses erwähnen, daß sich allerlei neue Bubenstücke entdeckten und er, nach einem langwierigen Prozeß, mit seinem ganzen Anhange über die Grenze gebracht wurde.

Die Tochter hatte sehr bald erfahren, daß ihr Liebhaber, vermeinter Kaufmann aus *Danzig*, ein religierter Student aus *Königsberg* war und die Wohnung, in die er sie geführt, ein öffentliches liederliches Haus. Wie das erste so ganz entdeckt war und sie ihm hart drum anging, nahm er an einem Morgen all ihre Habseligkeiten zusammen und überließ sie der Diskretion ihrer edlen Wirtin. Die ihr mit vieler Großmut versicherte, sie wollte ihr so viel Gelegenheit als möglich verschaffen, ihre Schuld für vierzehntägiges Logis und Zehrung recht bald abzuverdienen, und dann hätte sie ja die Freiheit, zu tun und zu lassen, was sie wollte.

Wie sich aber SIGNORA PICCIOLA nach dem Schicksal ihrer Nebenschwestern, die sie nun nach und nach kennenlernte, erkundigte, ergab sich's, daß die ebenso angefangen und in fünf bis sechs Jahren noch nicht das Ende finden können.

Ich halte mich von der genauen Schilderung dieses Hauses und seiner Wirtin zurück. Ich will aber doch die Anmerkung nicht verschweigen, daß ich in Romanen und Komödien und Gemälden fast immer eine falsche Schilderung von Kupplerinnen gefunden. Man malt die Weibstücke gemeinhin sehr häßlich, sehr böse, Teufel und Hölle im Gesicht. Das ist aber gar nicht so in der Natur. Ihre wohlbeleibte Gestalt, ihr völlig ruhiges Gesicht, ihre lächelnde jovialische Miene zeugt gemeinhin von einem völlig eingeschläferten, getöteten Gewissen, und solange ihre Einnahme gut bleibt – sonst ist's Hölle und Teufel –, leben sie in einer ununterbrochnen Seelenruhe, die vollkommner sich auf dem Gesichte malt als diejenige, die durch ein gutes Gewissen erzeugt wird, weil man bei ihr auch keine Spur von einer Schildwache über sich

selbst findet. Ich habe mir daher schon oft gedacht, daß einem Menschen, der an den Materialismus glaubt, eine Kupplerin in gutem Verdienste der beneidenswerteste Stand sein müßte.

Der Abschied zwischen unserm *Heinrich* und seiner *Friederike* war sehr traurig. Den Abend über saßen sie ganz stumm, sich bei der Hand haltend, im Garten, hatten Kopf und Herz so voll von Dingen, die sie sich alle noch sagen wollten, und sagten sich nichts; weinten. Den andern Morgen sahn sie sich noch einige Augenblicke im Garten und versprachen sich, einander zu schreiben. Dann ging's fort. Im Wagen der Fürst, seine Mätresse, deren Kammerjungfer und *Heinrich*; draußen auf'm Kutschbock *Gulden* mit zwei Bediente, der Kammerdiener zu Pferde vorauf, ein Jäger zu Pferde neben dem Wagen. Und nun ging's, ohne daß außerhalb dem Wagen etwas Merkwürdiges, unsern *Heinrich* betreffend, vorgefallen wäre, grade nach Warschau. Was im Wagen – – – das mögen sich die Leser selbst denken.

Ich bin kein Freund vom Ausmalen des Lasters der Wollust; sowenig zur sogenannten Warnung und Heilung als zur Ergötzung. Ich verachte alle die Schriftsteller von ganzem Herzen, die ihre schöne Farben dazu verwenden, er sei Dichter oder helfsüchtiger Schreier. Von diesen begreif ich's oft nicht, ob's wirklich Unwissenheit in der Geschichte, oder Blindheit fürs Vergangene und Gegenwärtige, oder schwarze Galle, gereizt durch fehlgeschlagene ehrgeizige Projekte, gekränkten Hochmut und Eitelkeit, oder Prahlerei, Liebe zur Poesie, zur Gewohnheit gewordene wichtige enthusiastische Sprache, oder – was ich wohl am wenigsten vermute – eigenes Gefühl seiner Unwürdigkeit ist, was so viele Schriftsteller itzt zu so erbärmlichen Geschrei über die Sittenlosigkeit unserer Zeit bewegt.

Wahrlich, ihr voreiligen Schriftsteller – meistenteils Prahler –, ihr breitet durch eure ausposaunte Helfsucht unter den

bessern Menschen – oft tausendmal besser als ihr großmäuligen Helfer – tausend Laster aus, die dem größten Teil des Menschengeschlechts ohne euch so gewiß unbekannt bleiben, wie ihr ihnen selbst ohne eure Prahlerei unbekannt bleibet. Das ist's aber, was euch zum Schreiben peitscht. Ihr wollt immer gern an allen Ecken gelesen sein, wollt wenigstens heute für mehr gehalten sein, als ihr wirklich seid; denn für die Zukunft raubt ihr euch dadurch auch noch das wenige Verdienst, so ihr wirklich habt.

Bessert euch doch erst selbst aus allen euren Kräften. Glaubt mir, das Beispiel *eines* moralisch guten, vollkommnen Mannes bessert ehe tausend Bewohner einer Stadt, ehe tausend Schriftsteller, die über die Keuschheit schreiben und den Huren nachlaufen, einen einzigen Mitbürger bessern.

Und was ist wohl der wahre Grund, daß ihr so genau aufs ganze Menschengeschlecht wirken wollt, die ganze Welt bessern wollt? Wahrhaftig nur, weil euch euer eignes Leben es unmöglich macht, in dem kleinen Zirkel, in dem ihr lebt, etwas auszurichten. Doch ich schweife zu weit aus. –

Unterwegens hatte der Fürst einigemal mit *Gulden* davon gesprochen, er wolle *Heinrichen* zu sich nehmen, wolle ihn bei seinem Musikdirektor, der ein vortrefflicher Mann und großer Künstler sei, weiter in der Musik unterrichten lassen, ihn auch zu andern galanten Wissenschaften anhalten.

Gulden hatte aber seine Rechnung schon gar zu sicher gemacht, wie er sein Kapitälchen bis in sein spätes Alter nutzen wollte, und mochte sich darauf nicht einlassen. Zur Ausflucht nahm er, sein *Heinchen* müsse erst ein guter lutherischer Christ werden, müsse erst eingesegnet werden; dann wollte er ihn dem Fürsten wieder nach Warschau hinbringen. Vergeblich wandte der Fürst hiewider ein, sein Musikdirektor wär auch ein Lutheraner und ein Mann, der viel auf Religion hielt.

Dieser Mann, der Musikdirektor des Fürsten, hat gar zu großen Anteil an dem ganzen künftigen Leben unsers *Heinrichs*, als daß ich mich nicht bei ihm aufhalten sollte und meine Leser mit ihm bekannt machen. Seinen Namen darf ich nicht nennen. Er lebt noch und will nicht genannt sein. Ich will ihn *Hermenfried* nennen.

Hermenfried war von eilf Kindern der älteste Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in *Dresden*. Sein Vater, ein Mann von sehr vieler gesunder Vernunft und edlem Herzen, ein Mann, gesund an Leib und Seele, gab ihm eine vernünftige natürliche Erziehung.

Da die Mutter ihm bei der Geburt mit süßem Lächeln den Knaben reichte, trat er mit ihm zum offnen Fenster, blickte zum mondhellen, sternenhellen Himmel und sprach in seinem Herzen: ›Ich danke dir, Gott, daß ich Vater eines Menschen bin; laß ihn mir auch zum *Menschen* erziehen!‹

Er war fest entschlossen, ihn nicht eher zu irgendeinen Stand zu bestimmen, als bis sich in dem Knaben die höhern Seelenkräfte entwickelten und er selbst imstande wäre zu wählen. Bis dahin ging sein ganzes Bemühen, ihm einen dauerhaften, festen Körper zu verschaffen, ihn an Mäßigkeit und Folgsamkeit zu gewöhnen. Für des Knaben übrige moralische Erziehung war er weiter nicht besorgt, desto mehr aber für sein eigenes Betragen und das Betragen aller derer, die um den Knaben waren; denn er war fest überzeugt, daß moralisch gute Erziehung nur durch Beispiel gelehrt werde.

Er hatte viel über Erziehung nachgedacht, viel drüber gelesen und erstaunte oft, sehr oft, wenn er Dinge, die die Dummheit, der Aberglaube, die Gewohnheit fast allgemein und von jeher als unschuldige und notwendige Mittel zur Erziehung ausgebreitet, wenn er diese als elende Mißbräuche, als schleichende Gifte, die die Gesundheit Leibes und der Seelen zerstören, kennenlernte. Und je mehr er las, je mehr

er nachdachte, desto mehr wurde er überzeugt, daß die Menschen wohl alle – nur in verschiedenen Graden – gut geboren würden und daß die ganze große Kunst der moralischen Erziehung nur darin bestehe, das Kind, das herrliche Werk der Natur, nicht zu verderben, zu zerstören (bessern dürften wir's wohl nur dann, wenn wir's schon verdorben haben) und ihm die wahre Veranlassungen zu seiner Entwikkelung, die ihm Natur und Zustand der Welt darbieten, nicht zu rauben und über alles nicht zu verrücken.

Die ganze Erziehung wäre also negativ?

Wem waren hier am Ende nicht zwei Worte im Wege? *Zustand der Welt.* Diesen müssen wir vor den Augen des Kindes, des Knaben, des Jünglings zu verbessern oder vielmehr zu berichtigen, zurückzuführen suchen. Wir müssen, soviel an uns ist, durch unser Beispiel, durch das Beispiel aller und allem, was um ihn ist, Gelegenheit, Veranlassung, zu rechter Zeit auch Hindernisse und Schwierigkeiten darbieten, sich zum Guten zu entwickeln, auszubilden, zu bestimmen.

Ich gesteh' es gern, daß dieses uns in gegenwärtiger Welt unendlich schwerer werden muß, als es uns itzt ankömmt, den zwölften Teil unsers Einkommens für die Erziehung unsers Knaben hinzugeben. Wie leicht aber wird unsern Söhnen, die so zu guten Menschen gebildet werden, die Erziehung ihrer Kinder werden! Erziehung wird alsdann kein besonderes Geschäft mehr sein.

Jede Handlung des Vaters, der Mutter, der Hausgenossen ist eine lebendige Lehre für den Sohn.

Die mäßige, natürliche Nahrung der Eltern sagt dem Kinde am nachdrücklichsten: So mußt du leben, – macht's ihm zur Gewohnheit, zur Notwendigkeit, so zu leben. Die Gesundheit der Eltern, seine eigene Gesundheit zeigt ihm am nachdrücklichsten die gute Folge der Mäßigkeit, sagt ihm am nachdrücklichsten: *Du mußt mäßig leben, um gesund zu bleiben.*

Die Beschäftigung der Eltern, die immer einen guten, nützlichen Endzweck hat, sagt ihm am nachdrücklichsten: *Du mußt dich nützlich beschäftigen, mußt arbeiten.*

Das Geld, so der Vater dadurch gewinnt und wofür Nahrungsmittel und Kleidung und Vergnügungen verschafft werden, sagt ihm am nachdrücklichsten: *Wenn du arbeitest, hast du Brot und Kleidung und Vergnügen.*

Die Vergnügungen der Eltern, die immer auf Gesundheit und Aufheiterung abzielen und also größtenteils in Leibesbewegungen und fröhlichem Genuß der Natur bestehn, die reuelose Fröhlichkeit, mit der sie wieder von solchem Vergnügen an ihr Geschäft gehn, sagen ihm am nachdrücklichsten: *Du mußt solche Vergnügungen wählen, die dich stärken, aufheitern und zu neuer Arbeit fähig machen.*

Die Liebe, die Gefälligkeit, die Dienstfertigkeit, die die Eltern gegen ihre Nebenmenschen bezeugen, und die Liebe und Dankbarkeit, mit der andere den Eltern wieder zugetan sind, sagen ihm am nachdrücklichsten: *Du mußt deinen Nebenmenschen lieben und ihnen dienen; damit sie dich wieder lieben und dir helfen.*

Die himmlische Heiterkeit im Auge der Eltern nach vollbrachter guter Tat im verborgnen sagt ihm am nachdrücklichsten: *Du mußt im stillen Gutes tun, wenn du die höchste, reinste aller Belohnungen dafür einernten willst.*

Die Achtung, die jeder gute Mensch dem Vater und der Mutter ihrer Mäßigkeit, ihrer Arbeitsamkeit, ihrer Heiterkeit, Menschenfreundlichkeit, reinen Tugend wegen bezeigt; die Zufriedenheit, in der Eltern mit dem von Gott erhaltenen und durch ihren Fleiß Erworbenen leben; die Ruhe der Seelen und das zuversichtliche Vertrauen auf Gott, mit dem die Eltern in trüben Tagen ihre Zuflucht zu ihm, dem allgütigen, liebevollen Vater, nehmen; die Heiterkeit und Beruhigung, mit der sie von jedem herzlichen Gebete sich erheben;

die sagen dem Kinde am nachdrücklichsten: *Du mußt Gott vertrauen und ihn von Herzen lieben, Gott, dem guten Vater, der keines seiner Kinder verläßt; du mußt zufrieden sein mit dem, was er dir gibt, er gibt dir alles aus der Fülle seiner Gnade; du mußt deinen Nebenmenschen lieben, ihm dienen, mußt heiter, arbeitsam, mäßig, gut sein, um mit dem Beifalle Gottes, mit deinem eigenen Beifall, mit dem Beifall der Guten – glücklich zu leben.*

Ich kann mir für alle Stände kein anderes Mittel denken, dem Kinde zu lehren, wie dauerhafter und wahrer Wohlstand nur durch Fleiß und Mäßigkeit erlangt und erhalten wird und wie man glücklich lebt, als das Beispiel der Eltern und derer, die um ihm sind.

Man lehrt itzt sehr weise: *Die Großen und Reichen sollen alles Ersinnliche tun, ihren Kindern zu verbergen, daß sie geborne Herren sind.*

Solange Große und Reiche ihre größte Ehre, ihr größtes Verdienst darinnen setzen, groß (hochgeborn) und reich zu sein, so lange wird's Großmütter, Eltern, Verwandte, Freunde, Bekannte, Fremde, Bediente und Hausgenossen geben, die alle ihre eitlen, schmeichlerischen Künste anwenden werden, es dem jungen Herrn recht fest einzuprägen, daß er ein geborner Herr sei.

Und das Vorsagen ist noch lange nicht das Ärgste dabei. Der hochgeborne Junge muß noch oft einen rufen, der ihn auf den Nachtstuhl hebt und hernach noch die engen Hosen zuknöpft. Dies allein würde allen Lobreden, von denen der hochadliche Junge doch nichts versteht als den Katzenbuckel des Redners, sein verzerrtes Gesicht und den Handkuß zum Eingang und Schluß der Rede, völlig das Gleichgewicht halten. Daß er aber jenem, der ihm dient, der ihm notwendig ist, rufen kann, befehlen kann, ihm zum Dank für die zugeknöpften Hosen auch wohl ins Gesicht schlagen kann, wenn

die Hosen ihn drücken, mit einem Worte, daß der Junge in allen Dingen wie ein Herr gehalten wird, nicht wie ein Kind, wie ein hülfloses Kind; daß die, die ihm helfen, nicht seine Freunde, seine Wohltäter sind, sondern seine Sklaven, das erklärt's ihm ganz deutlich: *er sei Herr geboren.*

Ferner: *Reiche und vornehme Eltern sollen ihren Kindern alle Aussichten von Reichtümern und vom höhern Stande verborgen halten.*

Wie ist das möglich, solange die Eltern in der üppigsten Verschwendung leben und die Kinder an allen, was die Eltern haben, genießen, Anteil nehmen? solange ihnen alles gegeben wird, wonach sie verlangen? solange man dem Kinde dieselbe Ehrerbietung bezeigt als den Eltern? solange Eltern auch darinnen, daß dieses geschähe, ihr eigenes Ansehen suchen?

Können sie's ihm nicht länger vorenthalten, so sollen sie ihm begreiflich machen, wie leicht ein ererbtes Glück zu nichts werden kann.

Wenn nicht glücklicherweise fürs Kind eine Feuersbrunst des Vaters Haus und Hof verzehrt, so weiß ich nicht, wie das Kind auch dieses fassen soll. Es sieht seine Eltern stets unbeschäftigt, stets Hände voll Geld leer werden. Das Kind wird aus dem ersten Umstande bald abnehmen, daß es dem Vater alles zugefallen sei, ob von Gott, vom Teufel oder vom Großvater, das ist für ihn gleich. Dann sieht's, daß alle Tage Gold weggeworfen wird und daß es den andern Tag doch immer wieder ebensogut geht als den vorigen. Weiter sieht ein Kind nicht.

Ebendiese stete Verschwendung der Eltern bei stetem Müßiggange und steter Unordnung macht's auch dem Kinde unmöglich zu begreifen, daß nur Ordnung und Weisheit, Sparsamkeit und Fleiß einen dauerhaften und wahren Wohlstand hervorbringen und erhalten könne.

Ein Mittel wäre nur noch, wie das Kind aus dem schlechtesten Beispiele der Eltern einen vortrefflichen Unterricht für sich ziehen könnte. Der Vater müßte dem Kinde alle die Sorgen, alle die mühsamen und oft niederträchtigen Wege, die er ohngeachtet seines Reichtums einschlagen muß, um immer hinlängliches Geld für seine Verschwendung und die Verschwendung seines Weibes herbeizuschaffen, sehen und anhören lassen; er müßte ihm sehen lassen, wieviel Ränke und List es ihm kostet, sich ohnerachtet seiner hohen Geburt in Ansehen und Ehren zu erhalten.

Das wär ein Mittel, dem Kinde, das ohnerachtet aller Mühe, die man sich gegeben, es zu verderben, doch noch genug natürlicher Mensch ist, um auf der grünen, blumigten Aue, unterm blauen, hellen Himmel, in freier, heitrer Luft, an dem leichten Spiel tausendfärbiger Schmetterlinge mehr Vergnügen zu finden als bei goldnen Wänden, im dampfenden Saal an dem steifen Puterhahnentritt hochfrisierter, goldgeschmückter Narren, diesem Kinde all die mit Gold und Seelenruh' erkaufte Torheiten verächtlich zu machen.

Wo gibt's nun aber Eltern, reiche und große Eltern, die vernünftig genug sind, ihrem Kinde die mäßige, natürliche Erziehung des vernünftigen Landmanns zu geben? Wo törichte Eltern, die bei der unsinnigen, albernen Erziehung, die sie ihren Kindern geben, Selbstverleugnung genug hätten, dem Kinde ihre Torheiten aufzudecken?

Weil kein vernünftiger Mensch so leicht hoffen darf, daß Eltern, und am wenigsten reiche und vornehme Eltern, die Erziehung bei sich selbst anfangen werden, so rät man jetzt fleißig eine gänzliche Entfernung vom väterlichen Hause als das wirksamste Mittel an, den Kindern ihren Stand, ihr Vermögen verborgen zu halten.

Es ist hart, das Härtste, was ein *Mensch* sich denken kann, seiner Kinder, seines erneuten, verjüngten Selbsts beraubt

zu werden! Nicht sehen sollen, wie das herrlichste Geschöpf Gottes wächst, zunimmt, reift, nicht all Augenblick fühlen sollen, wie dieser körperlich abgesonderte Teil meiner selbst durch weit stärkere Bande als alle Bande von Sehnen und Haut mit mir verbunden, mit meinem Herzen unzertrennlich verwandt ist; nicht allaugenblicklich fühlen sollen, wie diese Bande mit jedem Augenblick fester zugezogen werden; nicht fühlen sollen, wie diese zarte Pflanze, die ohne meine Pflege, ohne meine Wartung, ohne meinen Schutz nicht wachsen, nicht reifen könnte, von mir gepflegt, von mir gewartet, von mir beschützt wird; nicht sehen sollen, wie diese von mir gepflegte, gewartete, beschützte Pflanze ein herrliches Gewächs wird, das liebliche Blüte, süße, nährende Früchte trägt; diese Früchte nicht selbst genießen sollen; den nicht zum Freunde meiner Seelen haben, den mir die Natur zum Freunde bestimmte; dem nicht der erste Freund seines Herzens sein, dem mich die Natur zum Freunde bestimmte; von ihm nicht hoffen, nicht erwarten dürfen, daß er auch einst mein Pfleger, mein Warter, mein Beschützer werde! –

Es ist hart, das Härtste, so ein *Mensch* sich denken kann!

Aber sie verdienen es, die verächtlichen, elenden Geschöpfe, die die Menschheit in sich getötet, die sich aus den heilsamsten Dingen der Natur Gifte bereiten, mit denen sie sich vorsetzlich berauschen, vorsetzlich ihr schielendes Auge umnebeln, daß es nicht sehe die Herrlichkeit Gottes, nicht sehe die entzückend schöne Natur, die edle Menschheit! –

Ja, sie verdienen es, die elenden, verächtlichen Geschöpfe, daß man ihnen ihre Kinder entreiße, damit diese glücklicher werden, damit nicht auch die Welt den Anteil an ihnen verliere, den sie an ihnen haben soll.

Hermenfrieds Vater erkannte und fühlte ganz die Pflicht und den Vorzug der häuslichen Erziehung und fand unaussprechliches Vergnügen in der Erfüllung dieser reizenden

Pflicht. Er war mit seinem Weibe – ein natürlich gutes, unverdorbenes Geschöpf – völlig eins. Er hatte alles, was er bei seinen Kindern beobachtet wissen wollte, in sehr wenigen Regeln genau bestimmt, und da diese von seinem Weibe und nach deren Beispiel von den Hausgenossen genau oder doch die meiste Zeit erfüllt wurden, so hörte man ihn nie über Beschwerlichkeit der Erziehung oder Störung in seinen Geschäften klagen. Jene Regeln betrafen auch bloß körperliche Abhärtung und Gehorsam. Das übrige überließ er dem guten Beispiel derer, die um die Kinder waren, und der Bildung der Kinder untereinander.

In der wissenschaftlichen Erziehung war er auf keine Weise voreilig. Was die Kinder bis in ihr achtes Jahr in Spielen, in Spaziergängen, im Garten, auf'm Felde durch Fragen und Erzählungen lernten, war ihm genug.

Er hatte, eh er ein Weib nahm, reiflich über die Pflichten des Vaters nachgedacht und nahm daher einige Jahre vor seiner Verheiratung einen armen Burschen zu sich, bei dem er Fähigkeit und Liebe zu den Wissenschaften fand, und erzog ihn zum Erzieher seiner Kinder, die er von seiner mäßigen, ordentlichen Jugend und der Gesundheit seines künftigen Weibes wohl erwarten durfte. Er erzog ihn völlig so, wie er wünschte, daß seine Kinder einst würden. In den Wissenschaften hielt er ihn vorzüglich zu Sprachen, zur Naturlehre, Geschichte, Erdbeschreibung und Mathematik, nebenher zur Musik und zum Zeichnen an.

Seine Mühe und Kosten wurden ihm bald belohnt. Der junge Mann nahm sich mit Liebe und Eifer der Erziehung seiner Kinder an und machte sich dadurch verdient genug, von seinem bisherigen Pflegevater als Sohn und Miterbe angenommen zu werden.

Von diesem erhielten die Kinder bis in ihr zwölftes Jahr die vorläufige, für alle Stände nützliche, wesentliche wissenschaft-

liche Erziehung. Der Vater und die Mutter nahmen vorzüglich Anteil an dem Unterricht in der christlichen Religion. Auch bei andern Dingen trugen sie nicht wenig zum guten Fortgange dadurch bei, daß sie in ihren müßigen Stunden ernstlichen Anteil an dem Unterrichte der Kinder nahmen, der größtenteils im Garten oder auf dem Felde erteilt wurde. Oder auch durch aufmunternde Anreden und Erzählungen von dem Vorteil und der Annehmlichkeit der Wissenschaften. Zum Beispiel will ich beschreiben, was der Vater einst den Kindern über den Gesang sagte, um ihnen die Singestunde, an die sie nicht recht glauben wollten, wichtig zu machen. Man wird daraus auch sehen, wie der gute Vater jede Gelegenheit, jede Rührung der Kinder nützte, um ihr sittliches Gefühl zu bilden.

»Kinder! wie ist euch zumute, wenn ihr in einer großen, andächtigen Versammlung ein schönes geistliches Lied mit hundert Kehlen singen hört? Ich fühle mich dabei immer von den süßesten Gefühlen durchdrungen. Und wenn die Versammlung es recht andächtig, mit *reiner, gedämpfter Stimme* singt, kann ich's nie ohne Tränen anhören. Kinder, wenn ihr mich dabei ansehen wolltet, ihr würdet gewahr werden, daß ich viele Verse vor Wehmut nicht mitsingen kann. Und sing' ich in dieser Empfindung *›Jesus, meine Zuversicht‹*, so fühl ich die Wahrheit davon weit stärker, weit inniger, als wenn ich's bloß sage.

Kinder! wenn ihr an einem schönen, heitern Tage aus eurer Kammer in den Garten oder aufs Feld kommt, warum brecht ihr da oft, ohne daß ihr's euch eben vornehmt, in laute Töne, in Gesänge der Freude aus? Und wenn ihr so eine Weile fortsingt, fühlt ihr da nicht, daß ihr heiterer, fröhlicher werdet? Oh, mir füllt's die Seele mit heitrer, reiner Freude, mit Entzücken, wenn ich, durchdrungen von dem Anblick der herrlichen Sonne, die so wohltätig die Felder und Wiesen und

Wälder bescheint, daß sie wachsen und blühen und Frucht tragen, die so herrlich alles beleuchtet, daß wir sehen und genießen können die schönen und großen Werke Gottes, die schöne Erde mit all ihren Bewohnern und all ihrem tausendfältigen Segen, den schönen Himmel mit all seinen unzähligen Sternen – wenn ich, von diesem herrlichen Anblick durchdrungen, in fröhlichen, dankbaren Gesang ausbreche! – Kinder! dann steigt meine Freude, mein Entzücken aufs höchste. Das kann der Mensch durch keine Sprache ausdrücken, was ich dann singend fühle!

Kinder! habt ihr wohl schon einen traurigen, recht tief betrübten Menschen singen hören? Wenn ihr's itzt einmal hört, so gebt nur Achtung, wie er in den traurigsten Tönen, mit dumpfer, klagender Stimme anfängt, nach und nach sanfter, ruhiger wird und mit hellerer, tröstender Stimme endigt. Kinder, lieben Kinder! ich hatte eine herzlich gute, liebe Mutter, es war eine vortreffliche Frau, die oft, sehr oft auf ihren Knien zu Gott betete, daß er ihr Kraft und Weisheit geben wolle, ihre Kinder zu nützlichen, glücklichen Menschen zu erziehen, die mich innigst liebte, die ich nie – – ach Kinder, Tränen, heiße Tränen hemmen meine Worte bei jedem Gedanken an ihr! – Vor zehn Jahren verlor ich sie; es war eine schreckliche, traurige Nacht! Ich konnte für Betrübnis nicht reden, nicht weinen. Immer sah ich sie vor mir: bald, wie sie liebevoll mit uns im Felde, im Walde wandelte und uns auf jede Schönheit der Natur aufmerksam machte, uns in jedem Blümchen, in jedem Würmchen die Herrlichkeit und Güte Gottes anschaulicher machte. Und wie sie dann oft mit Entzücken ihr Auge zum Himmel erhob, daß wir die Gegenwart Gottes in ihren Augen lasen und mit ihr frohe, hoffnungsvolle Blicke in die selige Ewigkeit taten. Und wie wir dann die Wahrheit ihrer Worte tief fühlten, wenn sie so, nach langem Schweigen mit seligem Entzücken, den Himmel im

Auge, ausbrach: *›Kinder, lieben Kinder, nur Bewußtsein seiner Unschuld macht glücklich! wissen, daß man sich mit ganzer Seele bestrebte, Gott, den guten, liebevollen Vater, recht zu kennen, ihn dankbarlichst zu lieben, daß man sich bestrebte, seine Pflicht zu kennen, zu lieben, auszuüben, das allein macht glücklich! –‹*

So sah ich sie immer vor mir. Ich konnte in meinem Hause, wo sie starb, nicht ausdauern: Bei Anbruch des Tages ging ich aufs Feld, wo ich sonst an ihrer Seite wandelte. – Es war der letzte Tag im Jahr. – Ich sah alle Wiesen, alle Felder mit Schnee bedeckt, alle Bäume erstorben und fühlte tiefer meinen Verlust. Ich konnte nicht reden, nicht weinen. Ohne daß ich drauf merkte, nahm ich meinen Weg nach dem nächsten Dorf zu einem alten Schäfer, den wir sonst oft zusammen besuchten.

Ich war schon im Hause, da ich erst auf meinen Weg zu merken anfing, wollte umkehren, die Alten ließen mich aber nicht. Auch die Knaben aus dem Hause und von den Nachbaren umringten mich und verlangten, ich sollte mich mit einem Liede, so ihnen der Schulmeister zum morgenden Neujahrstage gelehrt, zum Neuen Jahr ansingen lassen. Sowenig Anteil ich auch an ihrer Freude nehmen konnte, so vermocht' ich doch nicht, sie darinnen zu stören. Ich setzte mich stillschweigend hin, und sie ordneten sich um mich herum.

Währenddessen blickte ich in ein geschriebenes Liederbuch, wo das Lied, was sie eben anstimmen wollten, aufgeschlagen war. Ich las es, ohne zu wissen, was ich las. Ich las es noch einmal, verstand wohl die Worte, fühlte aber nichts dabei, die letzte Strophe erinnere ich mich noch. Sie hieß:

Drum sei, o Mensch, mit deinem Gott zufrieden,
Wenn er gleich Trauertage schickt:
Er hat dir schon die Stund beschieden,
Da dir die Freudensonne blickt.

Die Knaben sangen über alle Erwartung rein und angenehm. Ich fühlte mich wirklich gerührt. Was mich erst so schwer drückte, so ängstlich preßte, fing sich an in mir zu bewegen. Ich fühlte Wehmut, hieß sie noch einmal singen und fühlte Tränen mein Auge füllen, dann sanft die Backen hinabrollen; und da das Lied zum andernmal zu Ende war, fing ich selbst die letzte Strophe noch einmal an, und alle stimmten, fröhlich über meinen Anteil, mit hellerer Stimme mit an. Nie werd' ich den Augenblick vergessen!

Nun konnt' ich den guten alten Leuten, die mich erst vergeblich über meine Traurigkeit befragt, mein Unglück erzählen und in ihren Tränen Erleichterung finden. Nun konnt' ich beim Rückwege in meinem Herzen mir zurufen: ›Ich werde diese erstorbenen Felder und Wiesen wieder blühen sehn: Ich werde sie wiedersehn, die Teure, die innigst Geliebte. –

Seht, Kinder, solche Gewalt hat der Gesang über das menschliche Herz.« –

Hermenfried hatte von seinem siebenten Jahre an außerordentliche Neigung zur Musik gezeigt und spielte in seinem neunten Jahre, mit sehr geringer Anweisung, meistens aus eigenem Betrieb und Fleiß recht artig auf dem Klavier. Den Eltern machte das viel Vergnügen. Beim Knaben nahm die Neigung immer mehr zu; er fing an, Spiele und Spaziergänge übers Klavierspielen zu versäumen.

Der Vater befürchtete, es stecke Eitelkeit dahinter; denn die Mutter ließ ihn, wenn Besuch kam, oft spielen, und da fehlt' es dann nicht an Lob. Nun aber haßte der Vater keinen Fehler in der Erziehung mehr als die leidige Eitelkeit, die uns so alles für andere, für den Schein tun läßt, nichts für uns selbst, für die Sache selbst; und bat daher den Lehrer, seinem Pflegesohn, dem Knaben, solche schwere Stücke zu geben, mit denen er nicht so ganz fertig würde, um sich damit zu produzieren, die auch nicht soviel Reiz für die Weiber hätten.

Das geschah; er gab ihm keine andere Stücke als die schwerste von *Sebastian Bach und Händel.*

Dies Hindernis aber, so den Knaben abschrecken sollte, war ihm Veranlassung zur Entwickelung. Nun fiel er ganz drauf, ließ nicht Nacht, nicht Tag ab, bis er des schwersten Stücks Meister war.

Der Vater verabredete mit der Mutter, ihn nie spielen zu lassen, wenn Fremde da wären. Der Knabe fuhr aber, ohne darauf zu merken, mit unermüdetem Eifer fort. Alles übrige, wozu er angehalten wurde, machte er schnell über die Hand weg, um nur wieder zum Klavier zu kommen. Er fing auch an, für sich zu komponieren, ohne irgendeinem das geringste davon zu sagen oder zu zeigen. Eine Sonate, wie er sie überschrieben – es war mehr freie Phantasie –, die der Lehrer einmal unter dem Kopfküssen des Knaben liegen fand, verriet ihn. Sie hatte alle Fehler der Harmonie und des Rhythmus, auch der musikalischen Orthographie, aber im Gesange waren keine geborgten Gedanken oder nachgeahmte Schönheiten: Es war wirklich eigene Fantasie, eignes Gefühl drinnen.

Darüber sprach der Lehrer ernstlich mit dem Vater. Nach einiger Überlegung sagte dieser: »Ich bin's sehr zufrieden, daß er Tonkünstler werde, wenn Sie glauben, daß er kein gewöhnlicher Handlanger in der Kunst bleiben, sondern ein wahrer Künstler werden wird. Wir haben aber vielleicht darinnen gefehlt, daß wir ihm zu zeitig mit dem Klaviere beschäftigt, zuerst im Klavier einigen Unterricht gegeben, eh' er noch für andre Wissenschaften konnte *Liebe* gewonnen haben. Lassen Sie uns eine Probe machen. Ich will ihm meinen Unwillen über seine Vernachlässigung andrer Wissenschaften zeigen und ihm das Klavierspielen ganz untersagen, ihm sein Klavier fortnehmen. Dann wollen wir ihn mit allen Künsten der Anlockung zum Zeichnen hinziehen. Zeigt sich's,

daß ihm dieses den Verlust nicht ersetzt, daß er auszeichnendes Genie für Musik hat, wohl, so mag er *Musiker* werden. Damit aber auf den Fall, daß dieses das Ende ist, nichts versäumt werde, wollen wir ihn während der Zeit unter den übrigen Wissenschaften vorzüglich zur *Mathematik* anhalten.«

Der Knabe war nur zwölf Jahr alt und spielte die schwersten Klaviersachen von *Sebastian Bach* und von *Händel*: wollte auch nichts anders mehr spielen. Seine eignen, ingeheim komponierte Sachen spielte er auch nur in seinem verschloßnen Zimmer, kein Zureden konnt' ihn bewegen, sie einem andern vorzuspielen. Eben saß er am Klavier, da der Vater zu ihm ins Zimmer trat. Der Lehrer war mit den andern Kindern spazierengegangen.

Vater: Du hier, lieber Franz? Warum bist du nicht mit den andern auf'm Felde?

Franz: Lieber Vater, das Klavierspielen macht mir mehr Vergnügen; ich habe da eben eine neue Bachische Fuge bekommen.

Vater (nach einer kleinen Pause, währenddessen der Junge ungeduldig vom Vater zum Klavier und wieder zum Vater geht, als wollt' er gern allein sein): Hör nur, lieber Junge, ich muß dir etwas sagen, was dich kränken wird. Es tut mir wahrlich leid, aber ich muß es dir sagen. Du versäumst über das Klavierspielen allen andern Unterricht, selbst deine Gesundheit. Deine Ausarbeitungen im Schreiben, Rechnen, in der Mathematik sind höchst flüchtig und unvollkommen, und wann die andern ordentliche Spaziergänge machen, sitzest du beim Klavier oder beim Notenpult, und dann läufst du wieder, um das einzuholen, allein und spornstreichs nach dem Plauenschen Grunde. Du treibst das, was dir zum Vergnügen vergönnt wurde, zum Nachteil des Nützlichern, von dem du einmal wirst leben müssen. Oder glaubst du wohl, von dem Klavier künftig dein Brot zu haben?

Franz: Wieso, lieber Vater?

Vater: Ja, mein Lieber, die Zeit kommt heran, da du dich zu irgendeinem Gewerbe bestimmen mußt, um deinen Beschäftigungen eine gewisse bestimmte Richtung zu geben.

Franz: Die Musik kann mir doch niemals schaden.

Vater: Nein, das nicht, wenn du sie mäßig treibst, ihr nicht mehr Zeit widmest, als dir ernsthaftere Studien übriglassen. Oder du müßtest dich ihr ganz widmen, müßtest Musiker werden wollen.

Franz: Lieber Vater – wirklich – nein, daran hab' ich noch nicht gedacht.

Vater: Nun dann, mein Lieber, dann mußt du itzt das Klavierspielen ganz lassen. Du kenn'st deinen Fehler, daß du dich in nichts so leicht mäßigen kannst, aber wohl, wenn du's dir ernstlich vorsetzest, es ganz unterlassen kannst. Du weißt, wie oft du selbst bei Spielen und bei Speisen und Getränken diese Bemerkung bestätiget hast; also laß das Klavier nun ganz.

Franz (den Vater heftig bei der Hand ergreifend und das Klavier mit Sehnsucht anblickend): Lieber Vater! (Die Tränen steigen ihm in die Augen.)

Vater: Glaub mir, lieber Junge, es ist mir so schwer geworden, dir das zu sagen, aber ich mußte.

Franz (starr das Klavier anblickend und die Hand des Vaters kalt haltend, als wollt' er sie gehn lassen).

Vater: Komm in den Garten, Lieber! Deine Mutter weinte erst drüber, daß sie dich so wenig zu sehen bekömmt, daß du mehr am Klavier als an uns hängst.

Franz (ergreift wieder die ganze Hand des Vaters, drückt sie mit beiden Händen und geht willig mit).

Nun wurd' ihm das Klavier ganz genommen. Alle Versuche, ihm das Zeichnen ebenso angenehm zu machen, mißlangen: Er trieb's wie alles übrige, weil die Eltern Freude

dran hatten. Auf einmal ergriff er aber die Mathematik mit Eifer. Er hatte einst von einem Mathematiker gehört, der, ohne die Musik erlernt zu haben, musikalische Stücke komponierte. Das fiel ihm einmal in der Nacht ein: Er sprang auf, nahm das mathematische Lehrbuch vor sich, als wollt' er die Nacht noch die ganze Wissenschaft verschlingen, und seit der Zeit trieb er's mit großem Eifer.

Einen Morgen kommt er zum Vater und bittet ihn inständigst, er möcht' ihm doch oben eine kleine Dachstube, die voll altem Hausgerät lag, für ihn allein geben, um so ganz ungestört studieren zu können; er wollt' all die Sachen, die da lägen, auf eine Seite räumen und sich mit der andern Seite behelfen. Der Vater gab ihm das zu, ohn' einen Augenblick die Absicht des Knaben zu ahnden.

Es lag aber in dieser Kammer ein alter Klavierkasten, dem der Resonanzboden, viele Tasten und alle Saiten fehlten. Diesen fing der Knabe an, des Nachts, wenn alles schlief, instand zu setzen, und brachte es in einigen Monaten dahin, daß er, so schlecht es auch klang, drauf spielen konnte. Das war eine Freude!

Seine blasse Gesichtsfarbe verriet bald sein nächtliches Aufsitzen, und der Vater beschloß, ihn einmal in der Nacht zu überraschen. Das geschah, und er fand ihn am Klavier sitzen, das am Tage unter dem Bette zu stehn pflegte. Ein ganz unerwarteter Anblick für den Vater. Er stand in sehr gemischter Empfindung da, verbarg seinen auflodernden Unwillen über den, der ihm heimlich mit einem Klavier versehen, und fragte den stumm und starr dasitzenden Knaben, von wem er das Klavier habe. Der Knabe erzählt treu die Geschichte. Und nun der Vater das mit unbeschreiblicher Mühe und vieler Klugheit zusammengeflickte Instrument siehet, kann er seine Freude nicht bergen; er fällt dem Knaben um den Hals und sagt: *»Du hast gewählt? – es sei!«*

Nun wurde Musik ernstliches Studium des Knaben: Er bekam gründlichen Unterricht im Generalbaß und Singen, ging dabei täglich zwei Stunden zu einem großen Meister – auch diesen darf ich nicht nennen –, der ihn mit den Werken der besten alten und neuern Komponisten bekannt machte, ihn auf den Charakter des Werks, auf die Anordnung im Ganzen und auf die besondern Schönheiten aufmerksam machte. Gelegentlich auch bei den Beispielen die Regeln, ihre Entstehung und Einschränkung berührte, dabei seine Lektüre über die Geschichte der Musik leitete und dann zuletzt die beste theoretische Anleitung zur Musik mit ihm durchging.

Dann ließ er ihn eigene Ausarbeitungen machen, bei denen er sich an keine gewisse Form binden mußte, sondern seiner eignen Fantasie und Empfindung folgen. Diese korregierte er ihm nicht so gewöhnlicherweise mit Ausstreichen und Hineinschreiben, sondern sie sprachen darüber, und das hatte dann Einfluß auf künftige Arbeiten. Er schrieb viel und mit großer Leichtigkeit, ließ aber sehr wenig an andre sehen und hören.

Dabei vernachlässigte er die übrigen Wissenschaften nicht, die er itzt aus eignem Antriebe mit mehrerm Anteil betrieb. In die Stelle der lateinischen Sprache, in der er seinen Virgil ganz gut las, trat nun die italienische Sprache. Diese wurde ihm desto notwendiger, da er sich sehr zur Singekomposition hinneigte. Auch lag ihm die Poesie sehr am Herzen. Dichter waren seine liebste Lektüre. Und oft begeisterte ihn die Muse selbst. Wer war wohl seine Muse?

Der Vater hatte ein wöchentliches, sehr wohl besetztes Konzert veranstaltet, worinnen die besten musikalischen Stücke zur Bildung des Sohnes aufgeführt wurden; dieser nahm selbst viel Anteil dran und dirigierte bald manches Stück selbst. Es wurden Stücke von sehr verschiedenen Zeiten, verschiedenen Geschmacks und Werts nebeneinander

aufgeführt. Dieses Konzert wurde abwechselnd in des Vaters Hause und in dem Hause eines alten Freundes gehalten. Der hatte eine Tochter, die auch außerordentliches Genie zur Musik hatte, sehr gut das Klavier spielte und nach Unterricht im Singen von unserm *Hermenfried* gar sehr verlangte.

Gerne verriet ich's Ihnen, meine Schönen, wie ein Jüngling, edel, empfindsam und gut, seinem reizenden, zärtlichen Mädchen Gesang lehrte und mit dem Gesang die Liebe. Oder soll ich aufrichtig sein? Wie das Mädchen ihm Liebe und Lieder singen lehrte und sich's dann, als Mädchen, unter tausend zärtlichen Bestrafungen wieder lehren ließ. Treu sollte meine Erzählung sein, denn ich habe das zärtliche Paar so sehr belauscht, daß mir kein Ton, kein Kuß verlorenging.

Auch sollten mir Ihre Verehrer danken, wenn ich's ihnen verriet, wie sie selbst die vollkommensten Singemeister werden könnten, und sollten mir's nicht mißgönnen, wenn ich mit tausend Küssen dafür belohnet würde.

Ich darf mich aber nicht auf die besondere Geschichte dieses lieben, edeln Paars so ganz einlassen. Sie wissen nicht, was mir ein tadlender, unzufriedner Blick von diesen lieben, herrlichen Menschen ist!

Auch möcht' ich dadurch meine Reisenden auf einem so kurzen Wege von *Danzig* nach *Warschau* gar zu lange unterwegs lassen.

Es soll einst das angenehmste Geschäft meines Lebens sein, Ihnen das höchst interessante Künstler- und Menschenleben meines teuern, innigst geliebten *Hermenfrieds* ganz zu erzählen; und es geschieht, sobald er und sein trautes Weib drin willigt.

Doch ich will Ihnen hier wenigstens die Geschichte der ersten Singestunde erzählen. Dawider kann er unmöglich etwas haben; denn wir erkennen uns sicher ebensogut darinnen als ihn.

Henriette war Meisterin im Klavier, und soviel zur besten Erziehung gehört, hatte sie auch singen gelernt, das heißt, sie sang richtig und rein. Sie sollte oder vielmehr sie wollte auch gerne schön singen lernen: wollte das gern von Hermenfried lernen. Den hatte sie lieb, und er hatte sie lieb. Das schlaue Mädchen wußte beides: *Hermenfried* glaubte weder eines noch das andre.

Dieser unerfahrne Liebhaber nun, der bisher nur das Glück gehabt hatte, dem lieben Mädchen bei Konzerten das Blatt umzuwenden – womit er immer so lange zögerte, bis sie selbst nach dem Blatt griff, um ihre schöne Hand zu berühren, die denn am Ende zum tausendfachen Dank für ihren Dank seiner Bemühung wegen herzlich geküßt wurde – *Hermenfried* erhielt den erwünschten Auftrag, die reizende *Henriette* im Singen zu unterrichten.

Er erschien den nächsten Morgen – es war der erste schöne Maimorgen – und fand das Mädchen im weißen Morgenkleide, eine vom Taue noch träufelnde Rosenknospe am verschleierten Busen, die im Begriff war, ihr in den Schoß zu fallen – So fand er sie am Klavier, wie sie eine Händelische Sonate spielte. Sie sah ihn nicht kommen.

Nun war bei ihm ein Händelisches Stück zu allen Stunden schon hinlänglich, ihn aus der geziemenden Falte zu bringen, die die gute Lebensart so klüglich eingeführt hat, um unsere wahre Lage zu verhehlen, denn ich habe ihn bei Händelischen Sachen so hingerissen gesehn, daß er alles um sich herum vergaß, für Wollust schrie und mit den Füßen stampfte.

Zu seinem Unglück spielte sie noch dazu das allerliebste naive *Allegretto in f mit Variationen.* – Das Mädchen verstand den Putz! –

Hätte er sich nun ganz seiner Empfindung – die schon vor dem Eintritt ins Zimmer genugsam vorbereitet war, aufs höchste zu steigen – überlassen sollen, so hätte er auf das

Mädchen zulaufen und sein glühendes Gesicht, seine wollustvolle Tränen in ihrem Schoße verbergen müssen. Dann wär' ihm die betaute Rose in den Nacken gefallen. Nun aber fiel sie in dem Augenblick, da er gewahr wurde, daß die Mutter im Zimmer war, die ihn würklich noch nicht gesehen, dem Mädchen auf die schöne Hand. Denn das Mädchen hatte sich bei dem empfindungsvollen Gesang im zweiten Teil des Allegrettos sanft übergebogen.

Durch den Fall der Rose unterbrochen, machte sie eine laute Bewegung. Die Mutter sah auf, und das glühende Gesicht des Jünglings überzog Totenblässe. Er stotterte der Mutter ein Kompliment, vergaß – voll Begierde, die schöne Hand der Tochter zu küssen –, die Hand der Mutter mit dem Kinne zu berühren, und darüber durft' er's hernach nicht wagen, seine zitternden Lippen in die weiche Hand des Mädchens zu drücken.

Das Mädchen sah seine Bestürzung, sah, wie er seine Totenblässe fühlte, sich schon zum andernmal das Gesicht rieb, und sagte ihm mit sanftem Lächeln: »Sie sind ja heute ein wahres Bild des Frühlings.« Er wurde wie mit Blut begossen, denn er merkt' es nicht gleich, daß das lose Mädchen auf seinen grünen Rock, mit Rosenrot aufgeschlagen, deutete.

Man bat ihn, sich zu setzen. Er eilte, den Stuhl des Mädchens zu ergreifen, und dachte vielleicht weniger dabei, als Sie jetzt schon gedacht haben, meine Schönen. Er glaubte aber die ganze Kraft der Elektrizität zu fühlen. Das Mädchen war itzt zum Spiegel gegangen, der ihm gegenüberhing, um die Rose wieder im Busen halb zu verstecken.

Mutter: Und Sie wollen die Mühe über sich nehmen, mein lieber Musje ***, meine Tochter Henriette im Singen zu unterrichten?

Hermenfried: Oh! – – (Weil er nicht sagen durfte, das wird das Glück meines Lebens machen, so konnt' er gar nichts sagen.)

Mutter: Freilich, ich seh' es sehr wohl ein, wie beschwerlich es für Ihre feinen Ohren sein muß.

Hermenfried: O Madam! – –

Mutter: Siehst du, *Henriette,* ich hab's dir wohl gesagt, daß Musje *** Schwierigkeit machen würde.

Henriette: Ei, liebe Mutter, ich glaube, der Herr *** macht es nur wie die Herren Ärzte, die oft, um größers Verdienst um den Patienten zu haben, die Krankheit im Anfange viel gefährlicher machen, als sie ist, und – –

Hermenfried: Verzeihen Sie, Mademoiselle –

Henriette: So? Zweifeln Sie denn daran, daß ich eine reine Stimme habe? Ich will Ihnen gleich die Skala vorsingen.

Drauf ging sie ans Klavier und sang c, d, e, f, g, a, h, c.

Die Mutter gab ihm, indem sie den Kaffee bestellen ging, einen vertrauten Wink, als wenn sie sagen wollte: ›Ihre Munterkeit wird Ihnen die Mühe erleichtern.‹

Er ärgerte sich über den Mißverstand und sah's nicht ein wie das schlaue Mädchen, daß ihm die Szene viel Nutzen bei der Mutter schaffen würde.

Nun wurde über die boshafte Art, den Mißverstand zu unterstützen, über die göttliche Stimme und wie ein Himmel voll Seligkeiten in dem Gedanken läge, das schönste Mädchen täglich zu sehen, zu hören ––– *gesprochen?* – nein, gedacht und empfunden. Denn er konnte über all das, was er gern sagen wollte, keine Silbe hervorbringen!

Das schlaue Mädchen wiederholte indessen immer: c, d, e, f, g, a, h, c, hielt bei jeder Oktave etwas inne und sah ihn an. Und just dann hatte er immer schon die Worte auf der Zunge, hätte sie ihn nur nicht angesehn! Endlich fiel er ihr bei e ins Wort und stammelte: »Ich bin – der – Glücklichste – –«

Mutter (ihn beim Ärmel zupfend): Nehmen Sie doch eine Tasse Kaffee.

Hermenfried (auffahrend): Ich trinke nie Kaffee.

Mutter: Ei, ich habe geglaubt, Sie tränken ihn fünf- bis sechsmal des Tages, wenn's drauf ankäme?

Hermenfried: Bei solcher Hitze, wollt' ich nur sagen, trink ich ihn nie.

Mutter: Ei, ei! Haben Sie jetzt schon soviel Hitze, wie wird's dann im August werden.

(Sei ruhig, gute Mutter, dann wird er sich schon zu kühlen wissen. Dann kann deine Tochter, die jetzt blaß dasteht und zittert, schon singen: ›*Wie kann ich dich zu zärtlich lieben, du bester Jüngling!*‹)

Nun nötigte die Mutter die Tochter, etwas auf dem Klavier zu spielen. Sie wollt' ihm eine kleine Schmeichelei machen und nahm ein Stück von seiner eignen Arbeit. Nun aber waren unter den vielen Stücken, die er selbst gemacht hatte, doch nur sehr wenige, die ihm selbst intressierten, und er hatte also Zeit, sich während des Stücks von all den beunruhigenden Dingen, die so auf ihn losgestürmt und seine natürliche Dreistigkeit fast erliegen gemacht hatten, zu erholen.

Das Stück war vorbei. Ein Bravo mit dem andern erwidert und beide von der Mutter belächelt. Denn für eine alte Mutter gibt es keinen erfreulichern Anblick, als wenn ihre reizende Tochter gefällt; sie lebt in dem Augenblick ganz in die Seele ihrer Tochter, sie macht die Eroberung selbst. Daher lieben die Mütter auch ihr Ebenbild so sehr an ihren Töchtern und lassen dem Vater lieber seine Sicherheit in den Gesichtern der Söhne finden. Daher kann eine Mutter sich so entrüsten, wenn eine ihr ähnliche Tochter einen Mann liebt, der der Mutter nicht gefällt. Eine Tochter, die keine Ähnlichkeit mit der Mutter hat, wird viel leichter diese Einwilligung zu einer solchen Lieb' erhalten.

Nun zog *Hermenfried* einen kleinen Aufsatz hervor, worauf die bekannte Solmisation der Italiener, eine bessere, bequemere Benennung der Töne von einem neuern Singemeister

und seine eigne Grille zum Behuf der deutschen Sprache geschrieben stand.

Er sagte ihr, wie die verschiedenen Unbequemlichkeiten der italienischen Solmisation des *Guido von Arezzo* – und von den Franzosen schon verbesserten – diese bessere neue Benennung der Töne hervorgebracht. Wie er aber glaubte, daß man für die deutsche Sprache, die jedem Sänger weit schwerer beim Singen wird als die italienische und lateinische und die man so selten gut und verständlich von Sängern aussprechen hört, noch außer dem Solfeggieren – so zur Festigkeit und Sicherheit der Kehle, zur Reinigkeit und Gleichheit der Stimme und selbst zur Stärke und Dauer der Brust und Stimme vorgenommen wird – ganz besondere Übungen vornehmen müßte, um den Sänger an die häufig aufeinanderfolgenden Konsonanten und der häufigen Diphthongen in der deutschen Sprache zu gewöhnen.

Es ist nicht genug, daß die Worte mit gehäuften Konsonanten deutlich und verständlich ausgesprochen werden – welches im Singen schon schwer ist und nicht gar oft gehört wird –, sie müssen auch so ausgesprochen werden, daß der Gesang so wenig als möglich unterbrochen wird.

Etwas geschiehet dieses auch bei der besten und künstlichsten Aussprache, und dieses ist es hauptsächlich, was unsre Sprache zum Singen unbequemer macht als die italienische.

Er schlug daher vor, die Töne zuweilen in den einsamen Übungen mit den schwersten und härtesten deutschen Worten zu benennen, zum Beispiel Scherz, Zwang, Schuld, Angst, Schwulst, Schreck u. a. m. und sich nun erst bei ganzen langen Noten zu bemühen, die vor dem Vokal stehenden harten Konsonanten so schnell und leicht als möglich auszusprechen, damit das vorhergehende notwendige Zischen, ehe die erste Silbe gehört wird, so kurz und so wenig als möglich gehört werde.

Ebenso riet er, die nachfolgenden Konsonanten halb zu

verschlucken, wo es die Deutlichkeit der Aussprache nur irgend erlaubt, wenigstens sie auf den Lippen absterben zu lassen. Es sei denn, daß das drauf folgende Wort sich mit einem Vokal anfange, welches die mehresten unserer musikalischen Dichter aber eh zu vermeiden als zu suchen scheinen.

Ebenso riet er besondere Übungen für die häufigen Diphthongen unsrer Sprache. Die Trennung der Vokale, die manche billigen, wollt' er indessen der Deutlichkeit der Aussprache wegen nicht anraten.

Hiebei rügte er auch den Fehler, daß in den mehresten Provinzen Deutschlands das st wie scht ausgesprochen würde; statt stark: schtark, welches im Singen ein doppelter Fehler ist, da das scht ein längeres und stärkeres Zischen verursacht als das st.

Der Fehler hingegen in den mehresten Provinzen Deutschlands, das ü wie i und das ö wie e auszusprechen, wird im Singen zum Vorteil, da bei ü und ö der Mund geschlossen wird und dieses wider die erste Regel des Gesanges ist, mit *offenem Munde zu singen*; denn ohne die völlige Öffnung des Mundes kann der Ton nicht rein und klar hervorgebracht werden. Und was noch wichtiger ist, meine Schönen! ohne die Öffnung des Mundes sieht man nicht Ihre glänzenden, elfenbeinernen Zähne, und den schönen roten Gaum, und die schöne Zunge.

Sagte das auch der liebebebende Jüngling seinem holden Mädchen? Mit dem Munde wenigstens nicht.

Henriette versuchte jene Benennung mit den schwer auszusprechenden Worten, und es fiel ihr, der Ungewohnheit wegen, sehr ins Lachen.

»Wir wollen's uns leichter machen«, sagte *Hermenfried*, »ich will Ihnen einen Vers, der viele solche harte Worte hat, in Musik setzen; dann wollen wir den zur Übung singen.« Er ergriff die Feder und schrieb:

Zwischen Furcht und zwischen Hoffen
Schwankt mein liebebebend Herz.
Jeder Freude war es offen,
Jetzo – – – jedem Schmerz.

Und doch lieb ich meine Schmerzen
Mehr als jener Freuden Spiel:
Alles bist du meinem Herzen,
Seliges Gefühl!

Er schrieb zugleich eine Melodie dazu nieder und sang sie vor. Aber wie? bebend, atemlos. Auch dem Mädchen bebte das Herz. Hätt' er's nur gewagt, sie beim Singen anzusehen! Wie's zu Ende war, sah er sie mit halben Blick an, und es überfiel ihm, als wenn sie lächelte und weinte.

Sie tadelte an dem Liede, daß er's aus f-Moll gesetzt hätte, da er doch wüßte, daß sie den Ton gar nicht hören könnte, ohne bis zu Tränen gerührt zu werden. Sie würd' es des Tons wegen nicht zur Übung singen können. Das tat ihm sehr leid: er wollt's wieder einstecken. Sie bat ihn aber, es ihr zu lassen, nahm's und legt' es in ihre Brieftasche. Das war ihm nun sehr lieb. Er versprach ihr, den nächsten Morgen ein ander Lied zu bringen. »Oh, das setzen Sie doch in Es-Dur!« Das war ihr beider Lieblingston.

Er ergriff den Hut. Und wie ihm nun, auf das Mädchen zugehend, das Herz immer mächtiger schlägt, sich nach einem Liebeszeichen, nach einem sanften Druck der Hand sehnt! In ihren Augen fand er Hoffnung. Mit Zittern ergreift er die schöne Hand: Sie bebt und sagt ja.

Doch ich muß abbrechen. Wie schwer es mir wird, die innige Liebe der Edlen kaum berührt zu haben: nicht ausmalen zu dürfen, wie sie mit jedem Morgen wächst, immer tiefer ins Herz sich gräbt; wie sie die paradiesisch schöne Natur um sie herum zum Himmel ihnen macht; wie sie sich unzertrennlich

fühlen und sich trennen müssen; wie ihnen da das höchste Geschenk des Himmels zu unaussprechlicher Marter wird; wie das liebe, treue Mädchen nun die langen Nächte durchweint; er von ihr entfernt, lange alles, was sie nicht ist, was sie nicht wenigstens einen Augenblick sein kann, anekelt, anspeit, an alles, was nur einigermaßen sich ihr naht, mit Sehnsucht, mit brennender Begierde sich hängt und sich so in der größten Reinigkeit seines Herzens Leiden, unaussprechliche Leiden bereitet, die all seine Tugend, all seine Stärke zu mächtigen Kämpfen auffordern, denen er fast erliegt, durch Beharrlichkeit, Gewalt über sich selbst endlich den Sieg erhält und mit unbescholtenen Armen sein treues, liebes Mädchen wieder umfaßt und ihre Tränen mit Liebe trocknet.

Kann und darf ich auch gleich das alles nicht so malen, wie es im Innersten meiner Seele flammt, so versprech ich doch meinen Lesern, ihnen recht bald Lieder zu geben, die *Hermenfried* in dieser glücklichen und unglücklichen Liebeszeit gedichtet, die den Zustand seines Herzens treu schildern.

Hermenfried hatte in seinem zwanzigsten Jahre gründliche Kenntnis der Harmonie und Fertigkeit im Komponieren. Das Klavier spielte er mit außerordentlicher Fertigkeit und Delikatesse. Er übersah den Umfang der Kunst mit scharfem Blick und hatte einen guten, bestimmten Geschmack. Aber Erfahrung fehlte ihm noch in ziemlichen Grade. Ich meine, Erfahrung als Komponist, zu der Selbstschreiben und Durchsehen und Durchstudieren großer Werke noch nicht genug ist. Man weiß, wie unendlich in der Musik Hören vom Lesen verschieden ist: wie sehr Studium des Effekts vom Studium der Harmonie verschieden ist.

Zwar hatte er in Dresden viel gute, große Musik gehört, es war aber denn doch alles zu sehr in *einem* Geschmack, in *einem* Stil. Dabei lief er Gefahr, sich in die *eine* Manier so hineinzuarbeiten, daß sein Genie darüber litte. Seine Arbei-

ten begannen auch bereits ein gewisses steifes, einförmiges Ansehen zu bekommen: Er fing an, Fülle der Harmonie und Genauigkeit des Rhythmus auf Kosten des Gesanges, des Ausdrucks zu suchen.

Sein großer Meister hatte ihm schon einigemal gesagt: *»Wenn ich Ihre Stücke nicht hörte, bloß sähe, würd' ich sie oft für meine eigne halten.«* Darinnen lag es nun eben; das Ding sah sich oft trefflich an und klang doch ganz anders.

Es geht einem jungen Künstler, der Harmonie studiert und nun anfängt, gründlich, fleißig und korrekt zu arbeiten, wie es jedem jungen Menschen zu gehn pflegt, der erst anfängt, Bekanntschaft mit großen, berühmten Leuten zu machen. Jener kann nicht voll, nicht gedrungen genug schreiben, um der Welt all die erlernten Künsteleien so recht vor Augen darzulegen, damit sie ja sähe, was er alles weiß. Dieser spricht von den ersten Zusammenkünften mit einem berühmten Mann, dem ersten *›Gehorsamer Diener‹*, so er mit ihm gewechselt, ohn' Unterlaß, weiß sich viel damit, den berühmten Mann vom großen Zeh bis zur kleinen Haarlocke seiner Perücke zu kennen, beschreiben zu können. Ist jener aber erst so recht mit dem Innern seiner Kunst vertraut, fühlt er sich – hat dieser jenen großen Mann erst zu seinem Freunde, fühlt er sich in ihm, so kümmern sich beide wenig um die Welt, ob sie's sieht oder nicht. Genug, er selbst weiß es, fühlt es, genießt es. Er weiß nun auch, daß viele prahlerische Künsteleien nicht Kunst sind, daß viele großberühmte Männer nicht edle Menschen sind, und geht oft beiden aus dem Wege.

Der Vater sah jenes ein, wußte auch, daß an seinem Sohn nichts von der guten, moralischen und wissenschaftlichen Erziehung, die er ihm gegeben, verlorengegangen, daß er ein bestimmt guter und aufgeklärter Mensch war, und trug also kein Bedenken, ihn reisen zu lassen. Er glaubte, Religion, für die der junge Mann wahres, warmes Gefühl hatte, natürlich

gutes, feines Gefühl, Einsicht und edle Liebe, die er warm im Herzen trug, würden ihn für Laster bewahren. Und Torheiten? Für deren Vermeidung war der Vater eben nicht ängstlich besorgt, glaubte aber doch, auch hiervor würde ihn sein guter, bestimmter Geschmack größtenteils sichern.

Von seiner edlen Liebe zu *Henrietten* wußte der Vater sehr wohl und freute sich in seinem Herzen darüber, hatte aber noch nie mit dem Sohne davon gesprochen.

Der Vater berechnete genau, was der Sohn zu einer Reise durch Deutschland und Italien bedurfte, um sie ohne Aufwand und besondere Bequemlichkeit, aber doch völlig sicher für Mangel zu machen. Dies bestimmt' er ihm zur Reise, dabei equipierte er ihn, nicht prahlerisch, aber gut und anständig.

Sein Segen, den er dem Sohn zur Reise mitgab, war dieser: »*Hier, mein Sohn, hast du so viel Geld, als du notwendig zu deiner Reise brauchst. Willst du mit mehrerer Bequemlichkeit und größerem Aufwande reisen, so nimm deine Musik zu Hülfe. Verdiene dir so viel, als du auf eine vernünftige und anständige Art verdienen kannst. Empfehlungen geb ich dir nicht mit. Ich hoffe, du wirst dich durch deine Aufführung und Kunst Freunde genug machen. Sei fleißig in deiner Kunst, nutze jede Gelegenheit zu deiner Vervollkommnung. Lerne auch die Welt und die Menschen kennen. Hüte dich aber, hüte dich, Lieber, sie auf Kosten deiner Gesundheit, deines Herzens, deiner künftigen Glückseligkeit kennenzulernen. Denke stets daran* (hier ergriff ihn der Vater zärtlich bei der rechten Hand), *denke stets daran, daß Gott jede deiner Handlungen sieht, daß dein Glück das Glück deiner dich herzlich liebenden Eltern ist, dein Unglück das ihrige.* (Nun ergriff er ihn bei beiden Händen und zog ihn sanft zu sich.) *Denke daran, mein lieber, guter Sohn, daß hier deine HENRIETTE auf dich wartet, daß das gute, liebe Mädchen hofft, durch dich einst ein*

glückliches Weib, eine glückliche Mutter zu werden. Gott geleite dich!«

Hermenfried fiel sprachlos an den Hals seines Vaters; beide weinten, daß die hellen Tränen in großen Tropfen über ihren Hals hinrollten.

Ich darf mich auf seine musikalische Reise nicht besonders einlassen, obgleich ich sein sehr genaues Tagebuch vor mir liegen habe. Nur so viel im allgemeinen:

Er suchte jeden merkwürdigen Tonkünstler genau kennenzulernen, bat ihn um die Mitteilung seiner Werke und seiner besondern *Ideen* bei der Arbeit.

Er suchte jede Gelegenheit auf, Musiken und vor allen Dingen gute und große Sänger zu hören, versäumte keine gute und keine schlechte Musik, gab vorzüglich auf ihre Wirkung acht und zog sich davon Erfahrungssätze ab.

Er besuchte die Bibliotheken, um alte musikalische Schätze und zur Aufklärung der Geschichte der Musik dienende Werke kennenzulernen. Vorher suchte er aber immer besondere Bekanntschaft mit dem Bibliothekar, um nicht die edle Zeit mit unnützer Beschauung vieler tausend Bücher hinzuschlendern.

Er bemühte sich, die Beschaffenheit guter Orgelwerke und anderer Instrumente genau kennenzulernen, ebenso auch die Beschaffenheit zur Musik aufgeführter Gebäude.

Da jeder Mensch sah, daß nicht Geldschneiderei oder Prahlerei sein Reisegeschäft war, daß er ein bescheidner und eifrig lehrbegieriger junger Künstler war, so kamen ihm die besten Menschen entgegen, um ihm in seinen Untersuchungen behülflich zu sein.

Der Hof war immer der letzte, warum er sich in einer großen Stadt bekümmerte. Indessen wurde er von den meisten Höfen selbst aufgesucht und oft, ohne daß er's drauf anlegte, sehr ansehnlich beschenkt, so daß der Wert der auf seiner ganzen Reise erhaltnen Geschenke die Kosten seiner Reise

übertraf. Er war bei seiner mäßigen, bloß Bedürfnis befriedigenden Art zu reisen geblieben und konnte daher das Glück genießen, die erhaltenen Geschenke zu guten, menschenfreundlichen Werken anzuwenden.

Es wurden ihm auch häufig Dienste angeboten. Er sah aber immer, daß seine äußerliche edle Gestalt oder zu hohe Vorstellung von seinen Fähigkeiten oder vornehme Grille den größten Anteil daran hatten, und das war ihm genug, solche Anerbietung gradezu auszuschlagen. Er war überhaupt fest entschlossen, sich durch keine besondere Verbindung auf seinem Wege aufhalten zu lassen, auch nicht eh eine Stelle anzunehmen, als bis er sich selbst zu einer wichtigen Stelle fähig fühlte.

Auch verschaffte ihm seine Kunst und sein gutes, edles, offnes Gesicht, dem sein Charakter so ganz entsprach, die ausgebreitetste Bekanntschaft mit allen Ständen; und er lernte daher in den wenigen Jahren seiner Reise die Welt und sich selbst mehr kennen als tausend andere oft in ihrem ganzen Leben.

Je weniger ich von seiner Reise als Künstler reden darf, desto mehr treibt's mich, von ihm als Mensch zu reden.

Er sagte oft, wenn vom Vorteil des Reisens die Rede war, der größte Vorteil seiner Reise wäre, daß er sich selbst und seine Heimat schätzen gelernt hätte. Denn er ward fest überzeugt, daß es keinen Himmelsstrich, keinen Winkel der Erde gäbe, der nicht dem aufmerksamen Beobachter und wahren zärtlichen Freunde der Natur tausendfache Gegenstände der Untersuchung, des Vergnügens und der Bewunderung darböte. Und welche unzählige Menge von Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Natur fand er nicht bei seiner Rückkehr in seinem Vaterlande, die er in allen durchreiseten Ländern vergeblich gesucht und vorher in seinem Vaterlande übersehen hatte. Ein Fehler der meisten jungen Leute, immer

nach den entfernten Ländern sich zu sehnen und darüber ihr Vaterland mit allen seinen Vorzügen zu vergessen, wohl gar zu verachten.

Ebenso ward auch *Hermenfried* im Innersten seiner Seele fest überzeugt, daß es überall gute, edle Menschen gäbe und überall nur selten solche himmlisch edle, göttlich erhabne Menschenseelen, deren Gemeinschaft und Freundschaft uns hier schon einen seligen Vorschmack des Himmels und der ewigen Seligkeit gäben, da wir im nähern Anschauen Gottes und in dem genauesten, ewig unzertrennlichen Zusammenketten edler, gleichgestimmter Seelen unaussprechlich, unbegreiflich selig sein werden.

Auch fühlte er in sich selbst mehr Trieb und Kraft und Liebe zum Guten, als er bei vielen in der Ferne angebeteten Männern gefunden hatte. Denn nichts hatte ihm auf seinen Reisen mehr Kränkung, mehr wahre Betrübnis verursacht als die traurige und leider so häufige Erfahrung, daß oft die größten Gelehrten, die größten Künstler, selbst oft die eifrigsten Tugendlehrer in ihrem Leben die elendesten, verächtlichsten Menschen sind. Man stelle sich seine Bestürzung, seine Beschämung vor, wenn er mit heißer Begierde, mit fliegenden Schritten dem persönlichen Anschauen eines Mannes entgegeneilte, den er als einen großen Dichter oder tiefsinnigen Weltweisen oder seltnen Künstler schon von seinen ersten Jünglingsjahren an mit tiefer Verehrung, mit innigster Liebe gedacht, genannt hatte; wenn er nun vor ihm stand und hoffte, auf seinem Gesichte edle, göttliche Ruhe der Seelen, kläreres, freudigeres Anschauen Gottes, reine, feurige Gottesliebe, Menschenliebe, Bruderliebe, bescheidene Zufriedenheit mit sich selbst, edlen Stolz auf Würde der Menschheit zu sehen, von seinen Lippen zu vernehmen – und dann Tumult, Aufruhr, Krieg der Leidenschaften, Verwirrung und Zweifel, Gewissenlosigkeit, Haß, Neid, Verfolgung, Habsucht,

kriechende, kindische Eitelkeit sah, hörte – o wie verächtlich ihm dann die elenden Menschen ohnerachtet all ihres Wissens, all ihrer Fähigkeit, all ihrer Geschicklichkeit wurden! Weit verächtlicher als die unglücklichen, bejammernswürdigen Seelen, die nie Anlaß fanden, sich aus dem Schlamme zu erheben, die Fürstentyrannei und teuflische Politik und elende Erziehung in Niedrigkeit und Finsternis niedertreten und fesseln oder die durch falsche, dem Schwachen überredende Lehre, durch giftige, süße Worte ins Verderben gelockt, gestürzt und nun im Laster betäubt hinträumen, hintaumeln. –

Selten, nur selten fand er unter denen in der Ferne als Weise, als Dichter, als Künstler verehrten, geliebten Männern solche Menschen, die er auch bei näherer Bekanntschaft als Menschen verehren und lieben konnte; die nicht, wie die meisten Gelehrten und Künstler, nur aus Prahlerei oder Gewinnsucht forschten und schrieben, sondern denen es eifrigst und herzlich um die Erforschung und Ausbreitung des wahren Guten, wahrhaftig Nützlichen und edel Vergnügenden zu tun war; die nicht nur Gelehrte und Künstler waren, sondern auch ihre Pflichten als Menschen, Hausväter und Väter liebten und erfüllten.

Und nur sehr wenige, sehr wenige unter den angebeteten großen Männern hatten das hohe Verdienst, größer noch als Menschen zu sein, als sie es als Gelehrte, Dichter und Künstler waren. Aber welches Entzücken, welche Seligkeit war ihm auch der Gedanke an diese wenigen Edlen!

Desto mehr wahrhaftig gute und edle und glückliche Menschen fand er aber unter denen noch unverdorbnen Landleuten, die in einiger Entfernung von großen Städten wohnten. Dieses und seine inbrünstige Liebe für Schönheit der Natur verursachte, daß er sich auf seinen Reisen den Frühling und Sommer über nur wenig in großen Städten aufhielt; die meiste

Zeit brachte er auf dem Lande zu, welches er dann auch nach allen Seiten durchwanderte. Dieses Durchwandern nach allen Seiten, um das Land recht genau und recht viel gute Menschen kennenzulernen, brachte ihn zu dem Entschluß, zu Fuße zu reisen, wozu ihn eben seine äußerlichen Umstände nicht zwangen. Er hatte auch vorher jede andre Art zu reisen versucht, mit Extrapost, mit der gewöhnlichen Post, mit Fuhrleuten, zu Pferde und zu Wasser. Er fand aber, daß alles dieses weit mehr den Körper angreife und ermüde und die Seele zum freudigen Genuß des Guten und Schönen unfähiger mache.

Auch war es auf keine jener erwähnten Arten zu reisen möglich, das Land und die Bewohner so genau kennenzulernen, als es wohl zu Fuße geschehn konnte. So konnte er jedes fruchtbare Feld, jeden großen und schönen Wald, jeden Busch, jedes Tal, jede Anhöhe, jeden Berg, jedes Ufer des Stroms, jede Quelle ganz kennen und genießen. Der Landmann näherte sich weit eher dem freundlichen Fußwanderer, wurde weit eher vertraut mit ihm: So konnte er bei jedem guten Landmann, dem er gern tiefer ins Herz sehen wollte, ohne Umstände übernachten, ohne Umstände wochenlang den seligen Anblick einer häuslich glücklichen Familie genießen, tagelang den Arbeiten eines vernünftigen und fleißigen Landmanns beiwohnen, von ihm Bearbeitung des Feldes lernen; oder auch ihm durch Mitteilung seiner Bemerkungen und Erfahrungen nützlich werden; durch ihn Kenntnis des Bodens, der Landesfrüchte und der Landesverfassung erhalten. Und was noch über alles ging: so konnte er, der für sich sehr mäßig, von Feld- und Gartenfrüchten, Brot, Milch und Wasser lebte, um soviel mehr, als ihm die künstlichere Art zu reisen gekostet haben würde, an Unglückliche, Bedürftige wohltun.

Auch hatte er sich vor seiner Reise bemüht, den menschlichen Körper und die wichtigsten und gemeinsten Krankhei-

ten desselben genau kennenzulernen, um auf seinen Reisen dem leidenden, hülflosen Landmanne beizustehn, zu helfen.

Ich muß einige die Menschheit interessierende Auftritte seiner Reise hier erzählen. Könnte ich sie, edler, himmlischer Freund, könnte ich sie dir mit derselben Wärme, mit der Lebhaftigkeit, mit der hinströmenden, rührenden Sprache des Herzens nacherzählen, mit der du sie meinem Herzen tief eingeprägt, wann wir dort unter der hohen, heiligen Eiche saßen, unter der sich unsere gleichgestimmte, gleichlautende Seelen zuerst erkannten, umfaßten, innigst umschlangen; unter deren weit vorragenden, tief hinaus sich beugenden Ästen wir so oft die unaussprechliche Seligkeit himmlischer Freundschaft, reiner, hoher Seelenliebe genossen: ach, unter deren schwermutrauschendem Laube ich mich von dir losreißen mußte, von dir, der du mir alles warst, der mein ganzes Herz erfüllte, noch erfüllt. Großer, gütiger Gott, hättest du nicht das hohe Gefühl für Unsterblichkeit in unsre Seele gelegt, uns nicht die Verheißung eines ewigen, seligen Lebens gegeben: wie würden Freunde, die sich so innig lieben, wie würden die sich trennen können, ohne unaussprechlich elend zu sein, ohne unter der Angst ihres Herzens zu erliegen!

Oft saßen wir nach vollbrachtem Geschäft unter der hohen, heiligen Eiche, oft, sehr oft sprachlos Hand in Hand, Aug in Auge oder den gierigen Blick auf den sternenflimmernden, mondhellen Himmel gerichtet. Nicht Worte, ein kühner, zuversichtlicher Druck der Hand, ein hoher, mehr als tausend Zungen redender Blick, gleicher mächtiger Drang zu seelenvoller Umarmung sagten's uns, daß unsre gleichgestimmten Seelen Unsterblichkeit, ewige, selige Vereinigung ahndeten, tief fühlten! daß sie mächtig jenen höhern Gegenden entgegenstrebten! Und dann schwand die Erde unter unsern Füßen, und es war, als hätten wir keine Erdensprache. Wie hätten auch alle Sprachen der Welt nur den kleinsten Teil der

seligen Empfindungen ausdrücken können, die dann unsere Blicke belebten! Und wann uns dann die emporsteigende Sonne aus diesen seligen, innigen Umarmungen weckte, o wie war uns dann das majestätische, herrliche Aufsteigen der gestern in Nacht versunkenen großes, mächtiges Bild unserer Wiederauflebung! Im Innersten unserer Seelen beteten wir dann den an, der diese hohe, mächtige Gefühle in unsre unsterbliche Seele legte. Mächtig gestärkt in unserm Vorsatz, besser zu werden, nach höherer Vollkommenheit zu streben, gingen wir dann an unser Geschäft.

Oft aber auch, wenn wir unter der schwermutrauschenden Eiche saßen, und der Mond kämpfte vor uns mit Gewölk, das ihn umzog, dann trübte oft der Gedanke an menschliches Elend hienieden unsere zur Wehmut gestimmte Seelen. Siehe, sagt' ich dann, siehe, wie soviel Tausende nach Glückseligkeit jagen, und sich alle von ihr entfernen; siehe, wie der edle Unglückliche dort, auf dem rechten Wege zur Glückseligkeit, stets neue tausendfache Hindernisse findet, die Bosheit, Neid, Verfolgung ihm in den Weg stürzt, – ach, er wird erliegen! Tränen hemmten dann meine Sprache.

Aber er, weit besser, weit stärker als ich, sprach dann mit tröstender Stimme: »Wende weg deinen Blick von jenem verworrenen, unseligen Tummelplatz menschlichen Elends, wo auch wir oft in unserm eifrigsten Streben, gut zu sein und Gutes zu wirken, aufgehalten wurden. Siehe hier den glücklichen Landmann, der doch immer noch die weit größere Anzahl der Menschen ausmacht und – der weisen Einrichtung des großen Schöpfers sei's gedankt! – immer der größte Teil der Menschen bleiben muß: siehe den, und ehe du einmal Elend und Verzweiflung bei ihm erblickst, wirst du tausendmal Zufriedenheit, wahres Vertrauen auf Gott, Gottesliebe und Bruderliebe sehen. Du weißt, ich kenne den Landmann, wie ihn wenige kennen; jahrelang lebte ich ganz mit ihm,

mit vielen Tausenden unter ihnen; aber es sei dir geschworen: Wo ich niederdrückendes, tödliches Elend fand, da kam's von jenen unseligen Menschen her, die in großen Städten wohnen. Das unvermeidliche Übel, das oft aus dem Gange der Natur entsteht, weiß der Landmann mit uns ganz fremder Gelassenheit und Ergebung in den Willen dessen, der ihm seine Felder und Wiesen befruchtet, zu ertragen.

Einst wanderte ich in einer bergigten Gegend: Die steilen Berge waren mit herrlichen hundertjährigen, tausendjährigen Bäumen von sehr verschiedener Art, sehr verschiedenem Laube bewachsen. Über die hohe, weit ausgebreitete Eiche ragte die schlanke, kühne Fichte hoch hervor, der Tanne dunkles Grün wurde trüber dem Auge durch den blassen Schein gegenüberstehender Birken; Buchen umschlungen sich, schwesterlich ineinandergewachsen, und an ihren hohen Gipfeln sahe man noch Namenzüge, die vor Jahrhunderte zärtlich Liebende in ihre junge Rinde schnitten und sie ineinanderschlangen, daß sie lange ein Bild ihrer Seelenvereinigung blieben. Auf den Höhen und in den Tälern standen die fruchtbarsten, gesegnetsten Felder und Wiesen in ihrer Blüte: Reuter und Pferd konnten sich unter die hohen, vollen Ähren verbergen. An den Anhöhen weideten fette, glänzende Herden: Auf den Wiesen standen Männer bis an die Brust im Grase und mäheten. Sie waren aber nicht fröhlich, sangen nicht muntere Gesänge; denn es war ein heißer Tag, eben um die Mittagsstunde, und am Horizont zogen sich schwarze, fürchterliche Wolken zusammen. Ich hatte noch zwei Stunden bis nach einem Dorfe, das tief im Tale lag. Bald wurde der ganze Himmel bezogen; es wurde am Mittage Nacht, und plötzlich brach der gewaltigste Sturm und Donner mit Blitzen und Hagel und Regenguß mächtig hervor. Ich war gezwungen, mich unter eine tausendjährige Eiche auf den Boden zu legen.

Zwei Stunden kämpften und tobten die Elemente, und dann ward's ruhiger und klar.

Gott, welch ein Anblick! Alle Felder, alle Wiesen wie von tausend Mähern niedergemäht, alles Glück, alle Hoffnung des Landmanns gänzlich zu Boden geschlagen; die Herden zerstreut, hier ein totes Lamm, dort hundert getötet. – Ich wäre fast vergangen bei dem Anblick. Ich eilte fort, kam an einen hohlen, sehr steilen Weg, den Reisende sonst mit gehemmten Rädern und doch nicht ohne Gefahr hinabgleiteten. Und welch ein neuer, schrecklicher Anblick! Nie sah ich so etwas fürchterlich Großes! Der Weg war verschüttet, als wär er nie gewesen; viel tausend Bäume, die am überhangenden Rande bis auf die äußerste Höhe des Berges gestanden, waren samt ihrem Erdreich hinuntergestürzt; viele hatten sich in die Höhlung gepflanzt, standen da tief und fest, als hätten sie Jahrhunderte schon da gestanden; andre hatten ihre Krone tief in die Erde gegraben und spreuzten ihre entblößten Wurzeln gen Himmel; noch andre junge zarte Bäume lagen zu Tausenden, vom Laube entblößt, übereinander auf dem Boden; andere waren von nachstürzenden Felsenstücken tief in die Erde geschlagen, so daß ihre Krone ihre Wurzeln umschlangen.

Stundenlang stand ich wie versteinert vor dem gräßlich erhabenen Orte, bis mich eine feine, klagende Stimme aus meinem Staunen weckte: Sie konnte nicht weit von mir sein; ich versuchte mich durchzuarbeiten und war nicht zehn Schritte geklettert, als ich einen lieben, feurigen Jungen von ohngefähr sieben Jahren auf einem toten jungen Lamme schluchzend und weinend liegen sah. Er hatte das kleine Lamm von der Herde genommen, da der Sturm einbrach, um es nach Hause zu tragen; hier hatte ihn aber der Sturm ergriffen und zwischen die niedergestürzten Bäume geworfen. Der Junge war bis auf eine geringe Quetschung am Beine unbeschädigt,

aber das Lamm war erdrückt. Ich bat ihn, tröstete ihn, versprach ihm zehn andre Lämmer, aber er wollt es nicht verlassen. »*Nein, nein, es ist mein Lamm, meine Mutter gab's mir, und meine Mutter ist tot.*« Das wiederholt' er unaufhörlich, das Lamm festhaltend, bis ich ihn samt seinem Lamme mit Gewalt auf den Rücken nahm und mich so mit äußerster Mühe und Anstrengung seitwärts durcharbeitete.

Tiefer unten war der Weg weniger verschüttet, aber fast mannhoch überschwommen. Ich mußte warten, bis das Wasser sich verzog und die Bauern hinzukamen, die Gräben öffneten und den Schutt wenigstens für Fußgänger wegräumten. In fürchterlicher Totenstille taten sie das. Keiner sprach ein Wort. Seufzer und Tränen, das war alles. Auch ich hatte nicht das Herz, sie anzureden. Weinen konnt' ich aber noch nicht. Ich ging langsam meinen Gang fort und war bald am Dorfe.

Bei dem ersten Bauernhause durchdrang mich ein Anblick bis ins Innerste meiner Seele. Das Haus war aus- und inwendig bis über die halbe Höhe der Türe und Fenstern mit Erde, Sand und Steinen verschüttet, und in dieser aufgeworfenen Erde stand ein alter achtzigjähriger Mann mit seinem achtundsiebenzigjährigen Weibe bis über die Knie und arbeiteten mit schwachen Kräften, den Schutt aus dem Hause zu schaufeln. Sie hatten ihr Gesicht voneinander weggewandt, um dem andern nicht sehen zu lassen, wie die Tränen in dicken, sich jagenden Tropfen auf den Boden rollten. Ich sprang zu, hinein konnt' ich nicht: rief, schrie ihnen zu; allein von Wehklagen schon getäubt und ganz in ihren innern Gram versenkt, hörten sie mich nicht, bewarfen mich unbewußt mit Erde; und doch konnt' ich nicht fortgehn. Ich schrie wieder: »*Vater*, *Vater!*« Da sah der Alte mich plötzlich mit starren, gierigen Augen an, seufzte tief aus der Brust, schlug die Augen wieder nieder und arbeitete heftiger weinend fort. »Ich will euch Hülfe holen«, rief ich, »will euch helfen, helft

mich nur hinein.« Da reicht' er mir, ohn' ein Wort zu reden, die Schaufel, und ich kletterte hinein.

Ich: Seid ihr denn so ganz ohne Hülfe, Alter?

Der Bauer (mit gebrochener Stimme in einem hohlen Tone): Gott hat mir drei Söhne gegeben, aber sie haben sie mir genommen. (Und nun konnt' er für heftiges Schluchzen und Weinen nicht weiter.)

Die Frau: Ja, Herr, die Soldaten, die Soldaten – das ist unser Unglück! – was *Gott* tut, *das* ist *wohl*getan! –

Denke dir den Zustand meines Herzens, wie's mir zerspringen wollte. Die Tränen stürzten mir mächtig die Wangen herab. Ich konnt' nicht helfen, warf einen Teil meines Geldes auf den Tisch und stieg hinaus zum Fenster, das nach dem Garten ging.

Hinter dem Hause warf ich mich unter eine hohe Linde, die von allen Bäumen und Gartengewächsen allein stehengeblieben war, und weinte aus. Da dacht' ich wieder an den Jungen, der beim Eintritte ins Dorf sich von mir losriß und auf das Haus seines Vaters zulief: Ich sucht' ihn, konnt' ihn aber nicht wiederfinden.

Ich ging drauf zum Pfarrer des Dorfs, ließ mir genau den Zustand der verunglückten Einwohner sagen und lief, weil ich nicht mehr viel Geld bei mir hatte, nach der nächsten großen Stadt, wandte da all mein Wissen, all meine Kunst an, so viel Geld als möglich zu verdienen.

Nach sieben Tagen kam ich wieder in das Dorf; fand alles herum noch ebenso wüste; kein sanfter, wohltätiger Windhauch hatte die niedergeschlagenen Ähren erheben können. Doch war's im Dorfe selbst ziemlich aufgeräumt und die Gärten schon wieder von neuem bearbeitet. Auch waren die Leute mir ganz unbegreiflich ruhig.

Ich suchte gleich wieder meinem achtzigjährigen Greis auf und fand in seinem Hause alles ordentlich und ruhig. Die

Frau saß und spann, der Alte schnitt Stäbe, um junge, neugepflanzte Bäume, die ihm der gute, wohltätige Pfarrer des Dorfs geschenkt, zu stützen. Sie erkannten mich nicht, hießen mich niedersitzen und erkundigten sich, ob ich nichts Neues vom Kriege wüßte. Ich suchte das Gespräch soviel als möglich davon abzuleiten, weil ich wußte, was ihnen am Herzen nagte, weil ich sah', wie's ihnen nagte. Aber sie waren immer wieder da. Kein Wort entfiel ihnen über die letzte Verwüstung. Endlich fing ich selbst davon an. Der Alte hatte sich mit niedergesunkenen Armen und niedergesenktem grauen Kopfe vor mir hingestellt.

Ich: Habt ihr denn auch bei dem letzten Sturme Schaden gelitten?

Bauer (die Hände langsam in der äußersten Tiefe haltend und mit halber Stimme): All mein Feld ist hin!

Ich: Wovon werdet ihr nun aber den Winter leben? Wovon wieder säen?

Bauer (mit zum Himmel gerichteten Augen und starker, zuversichtlicher Stimme): *»Weil du mein Gott und Vater bist, so wirst mich nicht verlassen!«* –

Hermenfried konnte vor Tränen nie weiter erzählen.

Ich will an einem andern Orte mehrere die Menschheit interessierende Auftritte seiner Reise erzählen, bis ich einst der Welt sein ganzes, höchst interessantes Leben darstellen kann.

Nach drei Jahren kam er aus dem Lande der wahren, schönen Musik, bereichert mit großen Schätzen von Kenntnis und Erfahrung, zu seinen Lieben allen zurück. Ich wag's nicht, die ersten feurigen, seligen Umarmungen mit kalten, trocknen Worten zu schildern. Und vermöcht ich's auch mit aller Wahrheit und Wärme, die die Sprache nur vermag, was wär's dennoch für den Kalten, der's noch nie gefühlt, nicht fühlen kann? Und was gar für den, der's gefühlt, der's ganz zu fühlen vermag?

Der erste Taumel der Freude war vorüber, und nun sprach ihm der Vater so: (Alle waren beisammen, auch *Henriette* mit ihren Eltern und Geschwistern.)

»Du hast bis heute alle meine Wünsche erfüllt, mein lieber, lieber Sohn. Meine Korrespondenten haben mir aus jedem Orte deines Aufenthalts die umständlichste Nachricht von deinem Leben mitgeteilt, und nie hab' ich Ursache gehabt, andre Tränen um dich zu weinen als Tränen der Freude. Bleibe so die Freude unsers Alters und mache nun auch Gebrauch von deiner Wissenschaft. Das einzige deiner Reise, womit ich nicht ganz vollkommen zufrieden sein kann, ist die gar zu stolze Art, mit der du zuweilen ein dir angebotnes Amt ausgeschlagen. Oft hab' ich deine Bewegungsgründe, warum du's ausschlugst, gebilligt; aber die Art, mit der du's zuweilen tatst, zeigte, daß du es schon vorher, eh es dir angetragen wurde, für zu unwichtig für dich hieltst. Hüte dich ja, mein Bester, für den zu hohen Geist, der den besten und größten Künstlern den Genuß der Früchte ihres Fleißes oft raubt!

Ich les' es genugsam in deinen Augen, wenn ich's auch nicht von dir hörte, daß du samt deinem lieben Mädchen ebenso sehnlich nach häuslicher Glückseligkeit schmachtest, als ich und deine Mutter in euren Jahren darnach schmachteten. Du hast recht, mein Sohn, hast den wahren Nutzen aus der genauern Kenntnis der Welt gezogen: Häusliche Glückseligkeit ist das einzige wahre, dauerhafte Gut des menschlichen Lebens auf dieser Erde. Sie allein gibt die Ruhe der Seelen, die zu gegenwärtigem fröhlichem Genuß des Lebens und zu sicherer Aussicht in die Zukunft so höchst notwendig ist. Man muß aber die Welt erst kennen, muß in gewissem Verstande daran gesättigt sein, um nicht durch falschen Schimmer aus der Ferne von seiner glücklichen Ruhe aufgesprengt zu werden. Ich wünsche dir Glück zu deiner Weltkenntnis, du hast sie ohne deinen Schaden erhalten. Genießt

nun beide die Seligkeit des glücklichen häuslichen Lebens ganz.

Wir, eure Väter, sind aber beide nicht imstande, ohne unsern eignen Nachteil und dem Nachteile eurer Geschwister euch in dem Stand zu setzen, daß ihr ohne eigene Arbeit bequem und angenehm leben könntet; ich hoffe auch nicht, mein lieber Sohn, daß du den unseligen Hang zu einem müßigen, untätigen Leben hast: Hör also einen Antrag, den ich dir zu machen habe, ohne Vorurteil an:

Der pohlnische Fürst S***, dem du in Rom jedes Anerbieten, mit ihm zu reisen, ihm eine Kapelle zu errichten, bei ihm Dienste zu nehmen, so stolz ausschlugst, weil du ihn für einen unedeln Menschen hieltst, der hat sich bei seiner Zurückkunft hier an mich gewandt und mich gebeten, dich dahin zu bereden, daß du ihm eine Kapelle errichtest und dabei Musikdirektor würdest. Er bietet dir jährlich vierhundert Dukaten, den Winter will er stets hier in *Dresden* zubringen, und es soll von dir abhängen, jedesmal mit ihm herzureisen. Den Sommer über ist er auf seinen Gütern nahe bei *Warschau*. Da soll deine Art zu leben ganz von deinem Willen abhängen. Willst du mit ihm Hofleben führen, so sollst du einer der Angesehensten an seinem Hofe sein, Tafel und alle Lustbarkeiten mit ihm haben; willst du aber ganz entfernt vom Hofe, in einem kleinen Landhause häuslich leben, so verlangt er weiter nichts, als daß du so viel an Hofe kämst, wie die Ordnung der Kapelle und die Aufführung großer Musiken erfordert. Laß mich noch eins hinzusetzen, Lieber!

Trägst du noch deshalb Bedenken, weil du ihn für einen unedeln Menschen hältst, so erwäge, daß es dem Künstler, dem seine Kunst Gewalt über das Herz des Menschen gibt, eine höchst erwünschte Lage sein muß, bei einem mächtigen, reichen Manne, der Antrieb zu guten Taten bedarf, dies Werkzeug zu sein, das ihn zum Guten, Edlen lenkt. Du hast sein

Herz gewonnen, gewinne nun auch von diesem das Glück vieler Hunderte deiner Nebenmenschen.«

Hermenfried hatte keine Einwendung. Er nahm das Amt an, verband sich mit seiner lieben edeln *Henriette* auf ewig und wählte das ihm angetragene ruhige, vom Hofe entfernte ländlich häusliche Leben. Vier liebe Kinder, mit die ihm *Henriette* in den ersten acht Jahren ihrer Ehe beschenkte – alle Kinder der Liebe –, machten das Maß ihrer Freuden überschwenglich voll.

Hermenfried war eben auf seinem Landhause, einige Meilen von der Stadt, da der Fürst mit unserm *Gulden* in *Warschau* ankam. Der Fürst mußte sich einige Wochen in Warschau aufhalten und trug's gleich bei seiner Ankunft einigen seiner Hofleute auf, unsern *Heinrich* zu *Hermenfried* hinauszuführen. Das geschah den nächsten Tag.

Die Szene in *Hermenfrieds* Wohnung ist wichtig genug, einen neuen Teil damit anzufangen.

Ende des ersten Teils.